This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

6139

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Bd. 2

NAS
Glatz

Leop: Beyer sc.

Neue

Jugend-Bibliothek;

oder

belehrende und angenehme

Unterhaltungen

für die

Jugend beyderley Geschlechtes;

zur

Bildung und Veredlung ihres Geistes und Herzens.

2

Von

Jakob Glatz,

k. k. Consistorial-Rathe.

2

Zweytes Bändchen.

Wien, 1817.

Bey Heubner und Volke.

PUBLIC LIBRARY

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
762888 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1935 L

Inhalt.

Seite.

I. Rückerinnerungen an eine Reise von Schnepfenthal nach Ungarn; gemacht von dem Herausgeber dieser Jugendbibliothek. 1
Vorerinnerung. — Abschied von Schnepfenthal. — Gotha. — Erfurt. — Weimar. Herder. Wieland. Schiller. Göthe. Böttiger. — Leipzig. — Dresden. — Ankunft in Panthenau. — Aufenthalt in Panthenau. — Abreise von Panthenau. Todesgefahr. — Reise nach Prag.

II. Mathilde und Erneſtine . . . 75

III. Einige Ausſprüche der ſieben Weiſen Griechenlands 107

IV. Naturhiſtoriſche Unterhaltungen . 121
Der Seehund. Der Seebär. Der zottige Seelöwe. Der glatte Seelöwe. Der Hund.

KRAUS 24DEC'34

Seite.

Der Wolf. Der Fuchs. Die Hyäne. Der Goldwolf. Der Löwe. Der Tiger. Der Panther. Der Leopard. Die zahme Katze. Die wilde Katze. Die Ziebethkatze. Die Pharaoratze. Der Steinmarder. Der Baummarder. Der Iltis. Der Zobel. Der Fischotter. Der Meerotter. Der Landbär. Der Eisbär. Der Dachs. Der Vielfraß. Das Känguruh.

V. Hildegunde und Euphrosine . . 170

VI. Der Traum 189

VII. Technologische Unterhaltungen . . 203

Bereitung des Brotes.

VIII. Räthsel 209

IX. Anecdoten 211

I.

Rückerinnerungen an eine Reise von Schnepfenthal nach dem nördlichen Ungarn; gemacht im Jahre 1804

von dem

Herausgeber dieser Jugend-Bibliothek.

Vorerinnerung.

Eine von Deutschen bewohnte Provinz im nördlichen Ungarn, Zipsen genannt, ist meine Heimath. Eine lange Reihe von Jahren hatte ich sie und diejenigen nicht gesehen, die mit mir durch die Bande der Natur auf das innigste verbunden sind, geliebte Aeltern, Geschwister und andere Anverwandte. Mein längerer Aufenthalt auf einer Deutschen Universität und an der Salzmannischen Erziehungsan-

stalt zu Schnepfenthal war die Ursache davon. Die Vorsehung lenkte mein Schicksal dahin, daß ich wiedersehen sollte, was von meinem Herzen so lange geschieden, und demselben doch immer sehr nahe war. Diese Wendung meines Schicksals fand im Jahre 1804 statt, wo ich Schnepfenthal verließ, um in einen andern Wirkungskreis zu treten. Meine Reise aus Thüringen nach Wien und von da nach Zipsen ging schnell vor sich, und da ich mich an den meisten Orten, durch die ich kam, nur sehr kurze Zeit aufhielt: so ist es mir unmöglich, eine ausführlichere Beschreibung derselben zu liefern. Nur fragmentarische Bemerkungen können daher meine Rückerinnerungen an meine Reise seyn. Einen Theil derselben habe ich bereits in Dolzens Jugendzeitung abdrucken lassen. Hier erscheinen sie erweitert, vermehrt und berichtigt, und es soll mir angenehm seyn, wenn sie in dieser veränderten Gestalt nicht ohne Vergnügen und Nutzen gelesen werden.

J. Glatz.

Abschied von Schnepfenthal.

Länger als sechs Jahre hatte ich an der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, bey Gotha, als Lehrer und Erzieher gelebt, und in dem Schooße einer schönen Natur, in dem Zirkel treuer Freunde und in dem Kreise einer zahlreichen, muntern Jugend so manche reine Freude genossen, als mir der, der alles lenkt, einen andern Platz anwies, auf welchem ich in Zukunft wirken sollte. Ich erhielt zu gleicher Zeit einen Ruf als Religionslehrer nach Preußisch-Schlesien und einen als oberster Lehrer der protestantischen Schulanstalt in Wien. Lange mit mir im Streite, ob ich ein Land verlassen sollte, in welchem ich einen ehrenvollen Wirkungskreis, ein hinreichendes Auskommen, Liebe und Freundschaft gefunden hatte, und das mir fast in jeder Rücksicht ein geliebtes

zweytes Vaterland geworden war; unschlüssig ferner, ob ich dem in manchem Betrachte vortheilhaften Rufe aus Schlesien, oder dem weit minder vortheilhaften in Wien folgen sollte, gab ich endlich der Stimme kindlicher Liebe und des Patriotismus nach, und ließ mich durch den Gedanken, daß ich durch die Annahme der Wiener Stelle in mein Vaterland und meinen in Ungarn lebenden Aeltern näher komme, bestimmen, den letztern Ruf anzunehmen.

Schnepfenthal befand sich gerade in der schönsten Blüthe. Die Anzahl der Zöglinge, die aus den verschiedensten Ländern Europens an diesem Institute, das Salzmann mit Einsicht leitete, sich zusammen gefunden hatten, belief sich auf mehr als sechzig, und die der Lehrer und Lehrerinnen auf einige zwanzig. Ich könnte so manches Interessante über den damahligen Zustand der in ihrer Art gewiß einzigen Erziehungsanstalt erzählen; aber ich thue dieß nicht, weil ich das Meiste wiederhohlen müßte, was ich bereits in meinem Aufsatze über Salzmann und sein

Institut in meinen moralischen Gemählden für die gebildetere Jugend (Zweyte Auflage; Leipzig, bey Voß) gesagt habe.

Der achte Jänner 1804 ward von mir zur Reise von Schnepfenthal festgesetzt. Alle Anstalten dazu waren getroffen, die meisten meiner Sachen vorausgeschickt, und die Kutsche, mit der ich bis Gotha fahren sollte, harrte vor dem Hause. Umgeben von einigen Freunden, stand ich voll wehmüthiger Empfindungen in meinem öde gewordenen Zimmer da, und blickte noch Ein Mahl hinaus auf die stillen Fluren und Wälder Thüringens, die mir so viele Freude gewährt hatten, und von denen ich nun für immer scheiden sollte.

Vater Salzmann trat herein, und sagte mir einige herzliche Worte, die mich tief rührten, und mir den Abgang erschwerten. Kinder und Enkel von ihm, meine bisherigen Schüler und Schülerinnen, folgten ihm bald nach, brachten mir freundliche Andenken, und nahmen Abschied, der mir Thränen kostete.

Es wurde die Glocke des Institutes geläutet; alle Zöglinge der Anstalt versammelten sich vor einem der vier großen Erziehungshäuser, und bildeten eine gerade Linie. Salzmann stellte mich ihnen vor. Einer von ihnen, der mir besonders lieb war, trat zu mir, und hielt im Nahmen Aller eine kurze Anrede an mich. Es schwebten mir in diesem Augenblicke alle Beweise von Liebe und Vertrauen vor, die ich von den Meisten der Dastehenden während meines Aufenthaltes in Schnepfenthal erhalten hatte, und meine Rührung war so groß, daß ich nur wenige unzusammenhängende Worte noch zu ihnen sprechen konnte. Wir umarmten einander mit Thränen. Ich warf mich an die Seite zweyer Freunde, die mitfuhren. Begleitet von einigen Schnepfenthäler Reitern, reisten wir ab.

Gotha.

Die mich begleitenden Reiter ritten bis Gotha mit, das etwas mehr als eine Meile von Schnepfenthal entfernt ist. Auch einer von meinen Freunden, Herr Blasche, der sich als Jugendschriftsteller ausgezeichnete Verdienste erworben, und unter andern einen technologischen Jugendfreund — ein nützliches, lehrreiches Buch — geschrieben hat, fuhr bis Gotha mit.

Gotha ist nicht groß, aber eine der freundlichsten, angenehmsten Städte Deutschlands. Die Einwohner zeichnen sich durch Bildung und durch gesellige Tugenden aus, und man befindet sich in ihrer Mitte recht wohl. Die hiesigen Lehranstalten erfreuen sich einer zweckmäßigen Einrichtung. Das Gymnasium steht in dem besten Rufe, und das mit Recht. Die Männer, welche an demselben arbeiten, gehören zu den würdigsten Deutschen Gelehrten, und wer Gelegenheit hat, sie persönlich kennen zu lernen, wird gewiß mit mir darin überein-

stimmen, daß sich dieselben nicht nur durch Gelehrsamkeit, sondern auch durch ungemeine Gefälligkeit und liebenswürdige Humanität in ihrem Benehmen gegen Fremde auszeichnen. Man fühlt sich in ihrer Gesellschaft wohl, und gewinnt durch die Unterhaltung mit ihnen an Bildung. Und so sollte es überall seyn; der Gelehrte sollte überall, als Repräsentant der bessern Menschheit, durch ein edleres Wesen für sich gewinnen. Bey Hrn. Rath Schlichtegroll, der späterhin als General-Secretair der königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften nach München gekommen ist, und bey Hrn. Hofrath Becker, als Verfasser des Noth- und Hülfsbüchleins, und durch seine Gefangenschaft in Magdeburg während Napoleons Herrschaft in Deutschland hinlänglich bekannt, genoß ich ein Paar angenehme halbe Stunden.

Das Gothaer Gymnasium zeichnet sich dadadurch sehr vortheilhaft aus, daß an demselben das Studium der alten classischen Literatur mit Ernst und Liebe getrieben wird, etwas, was

einer gelehrten Schule sehr zur Empfehlung gereicht.

Die herzogliche, in dem Residenzschlosse aufgestellte Bibliothek ist ansehnlich, und enthält viel Seltenes, so wie das schöne, kostbare herzogliche Münz-Cabinet. —

Die Ettingersche Buchhandlung ist von Bedeutung, und versorgt nicht nur Gotha, sondern auch einen großen Theil der umliegenden Gegend mit Büchern.

Dem, seitdem verstorbenen Buchhändler Justus Perthes, in dessen Verlage unter andern auch die interessante Jugendschrift Gumal und Lina erschienen ist, und seiner achtungswürdigen Familie sagte ich ein freundschaftliches Lebewohl. Ich hatte von diesen wackern Freunden wiederhohlt Beweise von Wohlwollen und Anhänglichkeit erhalten, und werde mich hieran immer mit Vergnügen erinnern.

Oestlich von der Stadt liegt auf dem sogenannten Seeberge die berühmte Sternwarte, die der damahls noch lebende Herzog Ernst gegründet, und der große Astronom von Zach,

ein geborner Ungar, lange dirigirt hat. Mit Ehrfurcht und Liebe nenne ich den Herzog Ernst. Er war ein wahrhaft edler, echt Deutscher Fürst. Still und prunklos war seine ganze Lebensweise, ungemein groß seine Gerechtigkeitsliebe, und gewissenhaft seine Sorge für das Wohl des Volks, dessen Leitung ihm Gott anvertraut hatte. Unter ihm zahlten die Bewohner des Gothaischen Landes verhältnißmäßig sehr geringe Abgaben, die auch dann noch nicht erhöht wurden, als alle übrigen Deutschen Fürsten sich gezwungen sahen, ihren Unterthanen größere Lasten aufzulegen. Das kam daher. Herzog Ernst vermied an seinem Hofe alles kostspielige Gepränge, und führte in seiner Haushaltung Einfachheit und Sparsamkeit ein. Dabey unterstützte er jedoch gern verdienstvolle Gelehrte, und wendete nicht wenig auf die Sternwarte, die Bibliothek und die bestehenden Lehranstalten. Er selbst besaß in mehrern wissenschaftlichen Fächern gelehrte und gründliche Kenntnisse, z. B. in der Astronomie und der Römischen Literatur. Oft durch

Menschen getäuscht, und durch unangenehme Erfahrungen irre gemacht, zog er sich aus dem Geräusche der Welt immer mehr zurück, und ließ bisweilen Unmuth und Mißtrauen blicken. In den wärmern Jahreszeiten brachte er fast jeden Sonntag in dem Lustschlosse Reinhardsbrunn zu, das ganz nahe bey Schnepfenthal, dicht an den Thüringer Waldungen liegt. Die melancholische Stille, die hier herrscht, sagte seinem oft gekränkten Herzen sehr zu, und er ließ sich auf seinen einsamen Spaziergängen in dem kleinen Reinhardsbrunner Parke nicht gerne stören, weil er hier gewöhnlich tief in sich kehrte, und stillen Betrachtungen nachhing. Doch heiterte sich seine Miene sichtbar auf, wenn er auf Schnepfenthäler Zöglinge stieß, welche diesen Park fast täglich zu besuchen pflegen. Mehrmahls hatte ich an diesem Orte das Glück, den Herzog zu sprechen, und durch sein gütiges Benehmen, so wie durch seine gediegenen Urtheile und durch seine warme Theilnahme an allem Guten und Schönen in der Verehrung, die ich

gegen ihn hegte, noch mehr befestigt zu werden. Schnepfenthal hat ihm viel zu danken. Er interessirte sich für diese Anstalt mit Wärme.

Drey Monathe nach meiner Abreise von Gotha, den 20. April 1804, starb dieser mit Recht verehrte und geliebte Fürst, und erregte durch seinen Tod allgemeine Trauer. Vor seinem Ende soll er in einem seiner Zimmer ein Fernrohr nach Schnepfenthal, das man aus dem Gothaischen Schlosse sehen kann, haben richten lassen, um sich, wie er bemerkte, durch den Hinblick nach diesem Plätzchen zu erheitern, wo ein Mann lebe, der ihn nie getäuscht habe. In seinem Testamente verboth Ernst allen Prunk bey seiner Leiche. Auf einer kleinen Insel im nahen Stadt-Park wollte er ruhen, und zwar ohne Sarg in einem Rasenbette, auf welches Prinz Friedrich einen Baum pflanzen sollte. Diesem letzten Willen gemäß wurde seine entseelte Hülle in einem ganz schlichten Sarge auf die Insel gesetzt, in einem Tuche herausgehoben, und so, auf Ra-

sen und Blumen, welche die Erbprinzessinn streute, der Mutter Erde übergeben.

Ueber die Todesfeyer, die in Schnepfenthal zum Andenken des verewigten Fürsten gehalten wurde, schrieb mir eine achtungswürdige Freundinn Folgendes:

„Den Sonntag nach der Beerdigung des Herzogs feyerte Vater Salzmann das Andenken seines Todes. In der zur Gottesverehrung festgesetzten Stunde versammelte sich Alles im Bethsaale, Lehrer und Zöglinge Flor-Schleifen um den Arm, das weibliche Personale mit lang herunter hängendem Flor um den Leib. Salzmann saß hinter einem schwarzbehängtem Tische; vor ihm stand eine umgewandte Kerze. Nach einem sanften Präludium auf der Orgel fing der tiefgerührte Redner an zu sprechen; aber schon bey den ersten Worten mußte er inne halten, um durch Thränen die gepreßte Brust zu erleichtern. Das Weinen der ganzen Versammlung war in dieser Pause hörbar. Nachdem sich der Redner gefaßt hatte, wies er seine Zuhörer auf das einfache, prunk-

lose Leben des verewigten Herzoges hin, das ihn bis an die Schwelle des Grabes begleitet, auf die Pflichttreue, die er als Mensch und Regent ohne Geräusch, immer so gern im Stillen ausgeübt habe. Da war keines von den Anwesenden — die Kleinsten nicht ausgenommen — das nicht des guten Vaters natürliche und rührende Darstellung empfunden hätte. Als er zu den Zöglingen sagte: Ach, Kinder! ihr werdet den lieben Mann nun nicht mehr auf euern Spaziergängen treffen — er wird euch nie wieder traulich die Hand reichen — euch freundlich zum Guten ermuntern: da weinten die Kinder laut. Genug, die Gefühle aller nahm seine rührende Wendung in Anspruch, da er den so großen Verlust nach der Wahrheit zu schildern wußte. Mit dem Wunsche, daß der Herrscher über Leben und Tod noch lange nicht den Engel senden möge, der Salzmanns Fackel wende, verließ ich, und gewiß viele mit mir, den Bethsaal."

Ich theile noch eine Elegie mit, die ein

in Gotha lebender Gelehrter auf des Herzogs Tod gedichtet hat. Sie enthält durchaus Wahrheit.

Am Begräbnißabend.

(Den 25. April 1804).

Schlaf süßen Schlaf, du edler Lebensmüder!
Dich nimmt die Erde gern in ihren Schooß;
Kein Sarkophag ist deines Staubes Hüther,
Nur sie deckt ihn mit ihrem weichsten Moos.
Sie brachte dir die höchsten ihrer Güter,
Den Fürstenhut, das gold'ne Herrscherloos;
Doch, Heimwehkranker, deiner Seele Streben
Ging ahndungsvoll nach einem heil'gern Leben.

Wenn nun der Erde Lust mich will umschleichen,
Bethören mich der Handelsgeist der Welt;
Wenn ich sie seh' nach Rang und Reichthum keuchen,
Die Zeitgenossen neben mich gestellt:

Dann soll dein Bild vor meine Seele steigen!
Er hatte, was dem ird'schen Sinn gefällt;
Doch nichts vom Staub vermocht' ihn zu vergnügen;
Das Ew'ge nur konnt' seinem Geist genügen.

Ernst war sein Nahme, Ernst sein ganzes Wesen;
Der Lebensweg erschien ihm steil und rauh;
Doch stand er da, zu edler That erlesen,
Ein treuer Helfer an dem Geisterbau,
Und förderte, vom Sinnenwahn genesen,
Das große Werk aus Pflichtgefühl nie lau;
Erhohlung gaben ihm an ihrem Busen
Natur und Kunst, die Weisheit und die Musen.

Drum Friede dir in deinem grünen Bette,
Und Friede dir in sel'gen Geisterreihn;
Nur Dank umweht das Eiland und die Stätte,
Wo sie dem Staub, was ihm gehörte, weihn;
Die Psyche sehnte sich aus ihrer Kette,
Da kam des Vaters Ruf, sie zu befrey'n;

Triumph! nun stehst du in dem Chor der Geister
Nach treuer Arbeit vor dem großen Meister.

Möchte Deutschland immer viele Fürsten besitzen, wie Herzog Ernst einer gewesen ist! —

Erfurt.

Den 9. Jänner bestieg ich mit zwey Kaufleuten, die nach Leipzig reisten, die Post. Uns gesellte sich ein junger Mensch, ein Kaufmannsdiener, bey, der es sich sehr angelegen seyn ließ, recht viel Böses von dem Hause zu erzählen, in welchem er bisher in Condition gestanden hatte. Unser mißbilligendes Stillschweigen legte er zu seinem Vortheile aus, und fühlte sich dadurch aufgefordert, als Wortführer uns eine Menge von Geschichten zu erzählen, von denen die eine anstößiger war als die andere. Er empfahl sich dadurch bey uns nicht zum Besten, und wir waren froh, als

wir dieses verleumderischen Schwätzers in Erfurt los wurden. Junge Menschen sollten sich stets der Bescheidenheit befleißigen, und es sich nie erlauben, Abwesende durch ihre oft sehr voreiligen und schiefen Urtheile in bösen Ruf zu bringen, besonders wenn sie von niemanden hiezu aufgefordert werden.

Erfurt ist eine alte, große und weitläuftige Stadt, die von Protestanten und Katholiken bewohnt wird. Sie hatte sonst eine gemischte, katholisch-protestantische, Universität, und stand, als ich durchreiste, unter Preußischer Herrschaft. Als der Preußische Staat im J. 1806 von dem Französischen Kaiser Napoleon fast zur Hälfte zertrümmert wurde, gerieth sie leider in Französische Hände, und litt unsäglich viel, bis sie, nach Bonapartes Entthronung, wieder an Preußen fiel. Im J. 1808 kamen in derselben zwey Kaiser, der Russische und der Französische, nebst vielen Königen und Fürsten zusammen, und Erfurt zog dadurch die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich. Damahls grenzte Napoleons Macht fast an

Allmacht, und beynahe alles beugte sich unter seinen Willen. Einige Jahre darauf war diese seine Macht dahin; eine merkwürdige Erinnerung an die Wahrheit: daß alle Gewalt und aller Glanz der Erde hinfällig und vergänglich sey.

Die Gegend dicht um Erfurt herum ist reich an Gemüsen. Auch herrscht in dieser Stadt viel Industrie und Leben. Südöstlich von derselben liegt Neu-Dietendorf, das von Herrnhutern bewohnt ist, und gesehen zu werden verdient. Mehrmahls habe ich diese Brüdergemeinde und ihre Gottesverehrungen besucht, und mich dort jedes Mahl sehr wohl und heiter gefühlt.

In Erfurt hielten wir uns übrigens nur einige Stunden auf. Noch hatte ich mich nicht ganz von den Schmerzen der Trennung erhohlt; noch war mein Herz von einer stillen Wehmuth erfüllt, und ich fühlte mich daher nicht aufgelegt, Besuche zu machen, ob ich gleich gewünscht hätte, unter andern auch den wackern Verfasser von Gumal und Lina, Herrn

Diaconus Loffius, zu sprechen. Nur einem Manne, der mir ganz nahe wohnte, und den ich schon längst als meinen Freund schätzte, konnte ich Lebewohl sagen. Er heißt Buse, war damahls Vorsteher einer von ihm errichteten kaufmännischen Erziehungsanstalt, ist als Schriftsteller vortheilhaft bekannt, und lebt gegenwärtig in Brünn. Wir hatten eine große Freude, als wir einander wieder sahen, sprachen viel von Schnepfenthal, von der Vergangenheit und Zukunft, und brachten mehrere Stunden mit einander zu. In der Gesellschaft dieses braven Mannes heiterte sich mein Gemüth auf; wir waren beyde froh, und schieden mit der Hoffnung, uns einmahl noch wieder zu sehen, welche Hoffnung auch wirklich in Erfüllung gegangen ist.

Weimar. Herder. Wieland. Schiller. Göthe. Böttiger.

Den 10. Jänner erreichten wir Weimar, von vielen das Deutsche Athen genannt. In wiefern dieser lobende Beynahme auf Weimar passe, will ich nicht untersuchen; so viel ist gewiß, daß in den neuern Zeiten diese, nicht sehr große und nicht sehr schöne Stadt ein Sammelplatz mehrerer der vorzüglichsten Geister Deutschlands gewesen ist, und daß Künste und Wissenschaften sowohl von dem regierenden Großherzoge, als auch besonders von seiner verwitweten, nun auch in die Wohnungen des Friedens eingegangenen Frau Mutter Amalie, die in dem schön liegenden Tiefurth hauste, und eine große Kennerinn und Beförderinn des Schönen war, begünstigt worden sind.

Einige der hier lebenden geistreichen Männer haben auf die Deutsche Nation mächtig gewirkt, und sich um die Ausbildung des Geschmacks unsterbliche Verdienste erworben. Voll

Kraft und Originalität sind Herders Schriften. Wenige Worte von ihm erzeugen in der Seele des Lesers eine Reihe der fruchtbarsten Gedanken; er weckt Geist, und fordert mächtig zum Denken und Forschen auf. Dieser Lieblingsschriftsteller vieler Tausende aus der Classe der Gebildetsten war kurze Zeit vor meiner Ankunft in Weimar gestorben, wo er die Würde eines Präsidenten des Ober-Consistoriums und eines General-Superintendenten bekleidete. Ruhe seiner Asche! Lange wird sein Geist in seinen vortrefflichen Werken fortwirken.

Schiller, der Alt' und Jung' durch die herrlichen Werke seines hohen Genius begeistert, und nicht mit Unrecht unter die Heroen der größten Geister Deutschlands gezählt wird, hatte in den letzten Jahren gleichfalls seinen Wohnsitz in Weimar aufgeschlagen. Als ich durch diese Stadt reiste, lebte er noch. Doch nun ist auch er, der Unvergeßliche, nicht mehr. Ein hoher und reiner Geist spricht uns aus seinen Schriften an, die in keines Gebildeten Bücher-

sammlung fehlen sollten. Wie sehr versteht dieser Dichter das Höhere und Edlere im Menschen zu wecken und zu beleben! Inhaltschwer ist fast jedes seiner Worte. Wer fühlt sich z. B. nicht in seinem Glauben an die Tugend und an Gott gestärkt, wenn er Schillers Zuruf vernimmt:

Die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der Göttlichen streben,
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke,
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Große Verdienste hat Schiller sich besonders durch seine dramatischen Werke erworben. Sein Don Carlos, Wallenstein, Wilhelm Tell, die Jungfrau von Orleans, Maria Stuart und andere seiner Trauerspiele mehr werden mit Recht als Meisterwerke geschätzt. Wann wird Deutschland sich wieder eines Schiller erfreuen? —

Auch Wieland, der Liebling fast aller gebildeten Deutschen, lebte in Weimar. Noch als Greis ergoß sich die Fülle seines Geistes auf eine freundliche Art in Werken, die mit der lebendigen Phantasie eines feurigen Jünglings und der Grazie und Anmuth des mehr vollendeten Mannes geschrieben sind. Nur Wielands Körper schien gealtert; heiter und frisch blühte sein Geist. Auch ihm hat bereits der Genius des Todes die Lebensfackel gewendet und ausgelöscht. Aber sein gefeyerter Nahme wird bey der deutschen Nation ewig fortleben, und die spätere Nachwelt wird seinen großen Verdiensten um unsere Literatur vielleicht

noch mehr Gerechtigkeit widerfahren laſſen, als die Mitwelt.

Und wer könnte von den Schriftſtellern Weimars ſprechen, ohne eines großen Deutſchen Dichters, ohne Göthe's zu erwähnen, der eine lange Reihe von Jahren hindurch in Weimar lebt? Deutſchland hat alle Urſache, auf den Beſitz dieſes hohen Geiſtes ſtolz zu ſeyn, deſſen Aeußeres ſchon ein ſeltnes Innere ankündigt. Von vielen der Gebildetſten wird Göthe für den größten Deutſchen Dichter gehalten, und wer, der ſeine Iphigenie, ſeinen Torquato Taſſo und mehrere andere ſeiner vollendeten Werke geleſen hat, wird ihm ſeine Bewunderung und Huldigung verſagen?

Bey der Erwähnung ſo ausgezeichneter Geiſter Deutſchlands dringt ſich mir die Frage auf: was haben die Großen und Gewaltigen unſers Deutſchen Vaterlandes, außer dem Großherzoge von Weimar, gethan, um Männern, wie Herder, Schiller, Wieland, Göthe, auf die jede Nation ſtolz ſeyn könnte, das Leben zu erleichtern und zu verſchönern,

ſie bey ihren Arbeiten aufzumuntern, und ihre unſterblichen Verdienſte um das Vaterland auf eine würdige Weiſe zu belohnen? Sie verdienten vor allen andern, daß ihnen bleibende Denkmahle der National-Dankbarkeit errichtet würden. Fremde Machthaber haben ihnen noch die meiſte äußere Ehre erwieſen. Es iſt aus öffentlichen Blättern bekannt, daß bey der im Jahre 1808 zu Erfurt ſtatt gefundenen Zuſammenkunft vieler Souveräne Göthe und Wieland von den zwey Kaiſern Alexander I. und Napoleon auf eine ſehr ausgezeichnete Weiſe behandelt, zu den Hof-Feſtins gezogen, und mit dem Orden der Ehrenlegion, ſo wie mit dem Ruſſiſchen St. Anna-Orden beehrt worden ſind. Beyde Kaiſer unterhielten ſich mit jenen zwey Männern auf die gütigſte Weiſe mehrmahls und immer eine längere Zeit. Oeſterreichs gütiger Monarch, Franz I., erhob Schiller'n und Göthe in den Adelſtand, und ehrte die literäriſchen Verdienſte des letztern auch durch Zuſendung eines koſtbaren Brillantringes. Wüßte doch Deutſchland, wüßten

doch seine Machthaber Deutsches Verdienst auch zu schätzen und würdig zu belohnen!

Kaum eine Stunde lang weilten wir in Weimar. Ich benutzte diese Zeit, von einem Manne Abschied zu nehmen, der unter die ersten Gelehrten Deutschlands gehört, und mehrere Jahre hindurch die Zierde des hiesigen Gymnasiums war — ich meine den damahligen Hrn. Ober-Consistorialrath Böttiger, der durch sein feines, gefälliges und humanes Wesen für sich einnimmt. Er nahm mich mit freundschaftlicher Herzlichkeit auf, und ich bedauerte nur, daß ich ihn, wegen Kürze der Zeit, nicht länger sprechen konnte. Er hatte gerade einen vortheilhaften Ruf nach Berlin ausgeschlagen, und einen andern nach Dresden angenommen, wo er sich jetzt befindet und einer Anstalt vorsteht, an welcher Männer zu wichtigen Staatsämtern gebildet werden. An seine Stelle, als Rector des Weimaraner Gymnasiums, kam ein Schwiegersohn von Salzmann, Hr. Lenz, der

voll warmen Eifers für alles Gute und Schöne ist.

Wer nach Weimar kommt, unterlasse nicht, den hiesigen schönen Park und die Gartenanlagen in Tiefurth zu besehen. In manchem stillen, schattigen Gange wird sein Herz zu sanften Gefühlen, in mancher dunkeln Grotte zu süßer Wehmuth, durch manche Inschrift von Göthe zu einer freundlichen, frommen Ansicht der Welt und des Lebens gestimmt werden. Dank den Fürsten, die durch Anlagen dieser Art dem Volke, über welches sie herrschen, einen reinen, unschuldigen Genuß gewähren!

Drey Stunden von Weimar, nordöstlich, liegt Jena, durch seine treffliche Universität berühmt, und in der Geschichte unserer Zeit noch merkwürdiger durch die für Preußen so unglückliche Schlacht am 14. October 1806. Wehmüthige Empfindungen und traurige Erinnerungen müssen sich bey jedem Deutschen mit der Nennung des Nahmens Jena verbinden.

Leipzig.

Den 11. Jänner Vormittags erreichten wir Leipzig — diesen Mittelpunkt des Handels von Deutschland und andern Ländern. Es war eben die Neujahrsmesse, die von keiner Bedeutung und gleichsam nur ein Anhängsel zur Michaelismesse ist. Die stärkste Leipziger Messe ist die zu Ostern, wo oft das Zuströmen von Käufern und Verkäufern aus allen Provinzen Deutschlands, aus Frankreich, England, der Schweiz, Böhmen, Oesterreich, Ungarn, der Türkey, Rußland, Preußen und andern Reichen eine große Masse Fremder in die nicht sehr große, aber wohlgebaute Stadt bringt, und sie ungemein lebhaft macht.

Leipzig ist auch der Hauptsitz des Buchhandels. Fast alle Buchhändler Deutschlands und einiger benachbarten Länder versammeln sich hier in der Ostermesse, um ihre mitgebrachten Ballen gedruckter Papiers gegen einander auszutauschen und Rechnungen abzuschließen. Beynahe alles, was in Deutschland ge-

druckt wird — und dieß beträgt jährlich mehrere tausend Schriften — kommt nach Leipzig, und wird von hier aus verschickt; weßhalb fast alle Deutschen Buchhändler hier ihre Commissionäre haben, durch die sie die Versendung ihrer Verlagsartikel besorgen lassen. Kein Land kann sich eines so gut organisirten Buchhandels rühmen als Deutschland.

Die Natur hat für die Verschönerung der Stadt Leipzig wenig, die Kunst, besonders durch die patriotischen Bemühungen des verstorbenen geh. Kriegsrathes Müller, viel gethan. Eine der schönsten Naturanlagen, durch die Kunst unterstützt, ist unstreitig das Rosenthal, das dicht an der Stadt liegt, und durch seine Anmuth und seine schönen Spaziergänge den Freund der Natur und stiller Betrachtung sehr anzieht. Hier wandelten Gellert und Zollikofer oft und gern — zwey Nahmen, die der Deutsche nie ohne Ehrfurcht nennen sollte. Leipzig, in dessen Mauern sie lebten, hat sie noch nicht vergessen; noch wird hier von ihnen mit Hochachtung und Liebe gespro-

chen. Gellert — Professor der Philosophie an der hiesigen Universität — gehört unter diejenigen ältern Schriftsteller Deutschlands, die am mächtigsten auf ihre Nation gewirkt, und sich um die Ausbildung derselben unvergängliche Verdienste erworben haben. Seine Werke wurden von allen Menschen-Classen begierig gelesen, fast auswendig gelernt, und in mehrere Sprachen übersetzt. Personen von hohem Range weitteiferten, dem berühmten Gellert Beweise von Wohlwollen zu geben, und seine Freundschaft zu erhalten. Aber nicht nur als Schriftsteller, auch als trefflicher, religiöser Mensch genoß er die Hochachtung seiner Zeitgenossen, und wird noch immer von dem dankbaren Theile der Nachkommen deßhalb nach Verdienst geehrt. Zu dem Jüngling, zu dem Mädchen, die Gellerts moralische Schriften mit Liebe lesen, kann man mit Recht Vertrauen fassen; es ist ein Beweis, daß ihr Herz für das Gute empfänglich, und entweder noch nicht verdorben, oder auf dem Wege der Besserung ist. Viele von Gellerts Verehrern, die

nach Leipzig kommen, wallfahrten zu seinem Grabe, und danken ihm still für das Gute, das sie seinen Schriften schuldig sind. Der Edle verdient es, daß sein Andenken gesegnet, sein Grabeshügel von den Händen der Dankbarkeit mit Blumen bestreut werde. Der vor mehreren Jahren verstorbene Buchhändler Wendler, welcher als Verleger der Gellertschen Schriften ein vermögender Mann wurde, hatte in seinem Garten dem Verfasser ein marmornes Denkmahl mit dessen Brustbilde und der einfachen Inschrift: Memoriae Gellerti sacrum. (Dem Andenken Gellerts heilig) errichtet, das jetzt an einen andern Platz versetzt worden ist.

Gleich verehrungswürdig als Gellert war Zollikofer, Prediger an der hiesigen reformirten Gemeinde — ein Mann von männlichem Geiste und dem gediegensten Charakter, unvergeßlich allen, die ihn als Kanzelredner hörten, oder das Glück hatten, seinen nähern Umgang zu genießen. Als Redner machte Zollikofer in Deutschland Epoche, obgleich

seine Declamation und Action nicht vorzüglich gewesen seyn sollen; seine gedruckten Predigten sind noch immer Muster echter Kanzelberedsamkeit; nach ihm bildeten sich die besten Kanzelredner der neuern Zeit, und nur von einigen unter ihnen dürfte er übertroffen werden. Noch lebt sein Andenken in der Brust vieler gebildeten Einwohner von Leipzig und der Edelsten der Deutschen Nation, die sich für seine Schriften interessiren.

Leipzig kann eine Menge der trefflichsten Männer aufzählen, die sich entweder in dieser Stadt gebildet, oder in derselben gewirkt haben. Der edle Garve lebte hier eine Reihe von Jahren; Klopstock auch. Hier arbeitete der letztere Dichter, Deutschlands Stolz, einen großen Theil seines denkwürdigen Gedichtes: der Messias, und viele seiner Oden und Elegieen. Hier wurde der berühmte Mathematiker Kästner geboren; hier studierte der unvergeßliche Lessing mit so vielen andern ausgezeichneten Männern.

Ein geliebter Freund von Gellert und Zollikofer, an Geist und Herz mit beyden nahe verwandt, lebte bey meiner Anwesenheit in Leipzig noch, und gehörte unter die Zierden der Stadt. Es war der verehrungswürdige Kreissteuer-Einnehmer Weiße, der auch um die Deutsche Jugend sich unvergeßliche Verdienste erworben hat. Wem ist nicht sein Kinderfreund und der Briefwechsel des Kinderfreundes bekannt? Unter Deutschlands Dichtern nimmt Weiße einen ehrenvollen, unter den edlen Menschen einen der ersten Plätze ein. Zwey Mahl war ich in seiner Wohnung, um dem würdigen Greise wenigstens mit ein Paar Worten zu sagen, wie sehr ich ihn ehre und liebe; aber ich traf ihn nicht zu Hause. Noch in demselben Jahre entriß ihn der Tod der Welt und den Seinigen.

Die Stadt Leipzig wird ringsherum mit schönen Alleen und Baumanlagen überhaupt umgeben. Ihre Lage hat dadurch ungemein gewonnen. Das Meiste verdankt in dieser Hinsicht die Stadt, wie ich schon oben bemerkte,

dem Eifer des verstorbenen geh. Kriegsrathes Müller, der für Leipzigs Verschönerung rastlos thätig war.

Die Bildungsanstalten in Leipzig verdienen einer rühmlichen Erwähnung. Die hiesige Universität wird stark besucht, und die Rathsfreyschule, welche von zwey verdienstvollen Männern, Plato und Dolz, dirigirt wird, verdient den vortheilhaften Ruf, in welchem sie steht. Nur wenige Anstalten dieser Art werden sich mit ihr messen können. Eine jüngere Bürgerschule, an welcher Gedike (ein Bruder des berühmten Gedike in Berlin) als Director steht, verspricht unter der Leitung eines so wackern, erfahrnen Schulmannes nicht wenig.

Es scheint mir, als ließe es sich in Leipzig sehr angenehm leben; nur theuer ist alles; auch sprechen manche würdige Männer von Verderbtheit der Sitten, die in dieser Stadt eingerissen sey. Aber welche größere Stadt — ich möchte fast sagen in ganz Europa — ist davon frey geblieben? Alles hascht jetzt nach raf-

finirten Genüssen. Einfachheit der Sitten und aufrichtige Herzlichkeit gehen immer mehr verloren, und zu den Altären des alles verschlingenden Götzen, Luxus genannt, strömen haufenweise auch solche, deren geringe Einnahme ihnen Sparsamkeit und Genügsamkeit zur Pflicht macht. Daraus entspringen natürlich der Uebel sehr viele: zu großer Reitz der Sinnlichkeit, Ausschweifungen aller Art, Vernachläßigung häuslicher Pflichten, besonders der Erziehung der Kinder, Neid und Mißgunst und feindliche Spannung unter Familien, Arbeitsscheu, ein Geist der Selbstsucht, der das Edle im Menschen und im Leben vernichtet, Zweydeutigkeit, Unzuverläßigkeit und Schlaffheit des Charakters, Zerrüttung der Vermögensumstände, schändliche Bankerotte, Papierverfälschungen, Unfähigkeit, sich zum Bessern emporzuschwingen, Lebensüberdruß, Verzweiflung, Selbstmord — das sind die Uebel, zu welchen eine falsche Cultur Städte und Länder hinreißt, und besonders eine schiefe Erziehung des weiblichen Geschlechtes viel beyträgt. Auf dich, reisender Jüngling,

und auf dich, aufblühendes Mädchen, wird es ankommen, ob die Zukunft uns freundlicher anlächelt, als die Gegenwart. Bewahret, als das köstlichste Kleinod, Reinheit und Unschuld des Herzens, und bildet euren Sinn sorgfältig für das Einfache, Natürliche und Edle. — Manche Städte Deutschlands sind bereits auf der Rückkehr zur Natur, und mehrere der größten Höfe Europens geben ein nachahmungswürdiges Beyspiel von Einfachheit und edler Genügsamkeit, und so dürfte die erfreuliche Hoffnung, daß es allmählich in vielem sich zum Bessern neigen werde, nicht ganz Wahn, nicht bloß ein freundlicher Traum seyn.

Durch eines der merkwürdigsten Ereignisse der neusten Zeit ist der Stadt Leipzig in der Geschichte der Welt ein unvergänglicher Nahme gesichert. In ihrer Nähe fiel nähmlich in der Mitte des Octobers 1813 jene ewig denkwürdige Völkerschlacht vor, in der Napoleon auf das Haupt geschlagen, und dadurch der Grund zu Deutschlands, ja ganz Europens

Befreyung von seinem schimpflichen Joche gelegt wurde.

Dresden.

Den 12. Januar verließ ich Leipzig, und fuhr in Gesellschaft eines Kaufmannes vom linken Rheinufer und zweyer Dresdnerinnen mit einem Lohnkutscher nach Dresden ab. Die Zahlung war sehr billig, die Reisegesellschaft artig, Weg und Wetter schlecht. Unser Reisegefährte vom linken Rheinufer erzählte viel von dem Französischen Revolutionskriege und von den damahls verübten Gräueln, von welchen er selbst Augenzeuge gewesen war. Das arme linke Rheinufer, das sich unter seinen sonstigen Fürsten so glücklich befunden hatte, mußte das Meiste leiden, und lernte sein ehemahliges Glück recht schätzen. Wir ahndeten damahls nicht, daß nach wenigen Jahren auch Sachsen alle Gräuel des Kriegs erfahren, und von seinem Protector und Bundesgenossen Na-

poleon so viel Schreckliches zu erdulden haben würde.

Bey der Stadt Wurzen sollten wir auf Flößen die Mulde passiren; der Eisgang ließ es nicht zu, und wir waren gezwungen, einen Umweg zu machen, und über Grimma zu fahren. Den Weg fanden wir überaus schlecht. In Hubertsburg, bekannt durch einen hier geschlossenen merkwürdigen Frieden, übernachteten wir. Die Nacht über fiel ein starker Regen, der die Wege noch mehr verdarb. Zwischen hier und Oschatz waren wir mehrmahls in Gefahr, umgeworfen, und ein Mahl, unglücklich zu werden. Die Kutsche wurde einen Hügel hinangezogen; ein Strang zerriß, und der Wagen fing an, hinabzurollen. Glücklicher Weise fuhren dicht hinter uns einige Kaufleute, die schnell herbeyeilten, und unsre Kutsche durch vorgelegte Steine hemmten.

Den 13. Jänner übernachteten wir in Meißen, das sehr schön an der Elbe liegt, und auch durch seine Porcellanfabrik bekannt ist. Ueberhaupt gehört das herrliche Elbthal, das

sich hier vor dem Blicke des Wanderers ausbreitet, unter die größten Naturschönheiten in ganz Deutschland. Jetzt lag noch alles reitzlos da, und ich konnte daher das hohe Vergnügen nicht genießen, welches die anmuthigen Gegenden zwischen Meißen und Dresden dem Naturfreunde darbiethen.

Am folgenden Tage näherten wir uns dem reitzend liegenden Dresden. Wohin man blickt, überall lächelt eine anmuthvolle Natur entgegen. Zwar war sie jetzt noch mit dem Gewande des Winters angethan; aber selbst eine schwache Phantaße konnte sich die Reitze ausmahlen, mit welchen sie im Sommer prangen muß. Die niedlichen Villen in der Nähe von Dresden, die schönen chinesischen Häuschen und Pavillons, die man hie und da auf den Anhöhen erblickt, machen einen heitern Eindruck, und erinnern an das Land, wo die Citronen blühn.

Sehr schön gearbeitet, ein Meisterstück der Kunst, ist die lange Elbbrücke bey Dresden, von der man eine romantische Aussicht hat. An einem schönen Sommermorgen oder Abend muß

es sehr angenehm seyn, auf derselben zu wandeln, und in die reitzende Landschaft hinzublicken, die sich besonders nach einer Seite hin an beyden Ufern entfaltet. Der Französische Marschall Davoust, schauerlichen Andenkens, zerstörte späterhin einen Theil dieser Brücke; sie wurde jedoch bald wieder hergestellt.

Ueber Dresden ist schon so viel geschrieben worden, daß ich mich einer Schilderung dieser Stadt und ihrer Merkwürdigkeiten füglich enthalten kann. Sie ist nicht groß, aber gut gebaut, und da sie mit einer sehr schönen Lage viele Merkwürdigkeiten der Kunst vereinigt, so ist es natürlich, daß sie von vielen, oft sehr entfernten Fremden besucht, und von ihnen um die Wette gepriesen wird. Die hießige Bilder-Gallerie ist eine der ersten in Europa, und der churfürstliche, jetzt königliche Schatz, den das sogenannte grüne Gewölbe enthält, war damahls wenigstens sehr kostbar und brilliant. Pillnitz, der Hauptlustort des Churfürsten, jetzt Königs von Sachsen, liegt herrlich. Einige Gärten sind ungemein anziehend, und unter

den Kirchen ist besonders die katholische, oder die Hofkirche, sehenswerth. Musikfreunde werden in derselben besonders dem Hochamte mit Theilnahme beywohnen, weil dabey Instrumental- und Vocalmusik in der Regel trefflich ist. Der König, dessen achtungswürdiger, religiöser Charakter bekannt ist, ist der katholischen Kirche zugethan, sein Land dagegen, die Wiege der Reformation, evangelisch-lutherisch. Ich sah ihn an dem Hochamte mit der größten Andacht Theil nehmen. Männlich tiefer Ernst scheint mir ein Hauptzug seines Charakters zu seyn; nur in der Italiänischen Oper, die ich sah, verwandelte sich dieser feste Ernst bisweilen in ein Lächeln. An seinem Hofe soll noch viel strenge Etiquette herrschen, aber dabey auch viel Einfachheit und Prunklosigkeit. Dem Könige ist aller große Aufwand fremd. Die Sachsen scheinen ihm mit vieler Liebe ergeben, und das mit Recht. Unstreitig gehört er unter die besten jetzt regierenden Landesväter. Der Drang der Umstände veranlaßte ihn nach der unglücklichen Schlacht bey Jena

im J. 1806, sich an Napoleon anzuschließen, und ihm am längsten treu zu bleiben, was ihm den Verlust eines großen Theils seines Landes gekostet hat.

Allgemein rühmt man die große Artigkeit und Gefälligkeit der Dresdner. Ich habe dieß Urtheil wahr gefunden. Der hier herrschende freundliche, sanfte Ton nimmt ein, und man muß es sich bald gestehen, daß hier gut wohnen sey. Ueberhaupt zeichnet sich der Sachse durch ein verständiges, gerades und gefälliges Wesen aus. Die Stille, die in Dresden herrscht, fällt auf; aber sie ist unstreitig dem Geräusche andrer Städte vorzuziehen, durch welches man nur betäubt, und in fast allen wahren, innigen Genüssen gestört wird. Geist und Herz finden in Dresden Nahrung genug, und da auch die Preise der Lebensmittel daselbst im Ganzen und im Verhältnisse zu andern Orten billig sind, so kann derjenige, der ein stilles, und dabey dem Geist und Herzen zusprechendes Leben liebt, nicht leicht einen bessern Aufenthaltsort wählen als diese Stadt.

Die Accise-Einrichtungen machen hier strenge Visitationen nöthig, die in der Regel auf dem Postamte vorgenommen werden, und dem Reisenden nicht anders als lästig seyn können. Das Beste dabey ist, daß die hiesigen Post-Officianten sehr artige, gefällige Männer sind, bey denen viele rohe und barsche Amtsbrüder in andern Städten in die Schule gehen sollten.

Auch ist in Dresden die Einrichtung, daß die Nahmen der angekommenen Fremden und größtentheils auch der Gasthof, in welchem sie logieren, jeden Tag aus den Stadtthoren den Gastwirthen zugeschickt, und von diesen den Gästen bey der Mittagstafel vorgelegt werden. So angenehm es ist, wenn man dadurch die Anwesenheit manches Fremden erfähret, den man vielleicht zu sprechen wünscht, so verdrießlich kann es doch in manchen Fällen für einen Reisenden seyn, der sich hier unbemerkt aufzuhalten wünscht.

Das Regenwetter, welches eintrat, hinderte mich an dem Genusse so mancher Schön-

heit Dresdens. Den, nun auch vollendeten größten Kanzelredner Deutschlands, D. Reinhard, konnte ich nicht hören und bewundern. Er hatte vor einigen Monathen einen unglücklichen Fall gethan, als er aus einer Kutsche sprang, und litt noch immer an den Folgen desselben. Dresden, ja ganz Deutschland, hatte alle Ursache, auf diesen großen Gelehrten stolz zu seyn, der durch seine trefflichen Schriften ungemein viel genützt hat und noch immer nützt. Seit mehrern Jahren erschienen die von ihm zu Dresden gehaltenen Kanzelreden im Drucke; sie sind so gehaltvoll und vortrefflich, daß sie selbst den Gebildetsten als eine Geist und Herz nährende Lectüre empfohlen werden können. Unstreitig übertreffen sie alles, was wir bisher im Fache der Kanzelberedsamkeit erhalten haben. Reinhards Leben war viele Jahre hindurch ein fortwährendes körperliches Leiden. Um so mehr Hochachtung und Bewunderung verdient er, daß er, trotz seinen Leiden, doch so ungemein viel gearbeitet und geleistet hat.

Unter den hiesigen Gelehrten konnte ich bloß den Hrn. Professor Heusinger besuchen, der sich als Erziehungsschriftsteller, besonders durch seine Familie Wertheim, vielen Ruhm erworben hat. Gutwills Spaziergänge und die Kreuzzüge sind von ihm. Hr. Heusinger hielt sich damahls erst seit einigen Jahren hier auf, und hatte eine kleine Mädchenanstalt gegründet, die mir gerühmt worden ist.

Von Dresden konnte ich in zwey Tagen in Prag seyn, wenn ich den geraden Weg dahin nahm. Allein der Geist der Freundschaft rieth mir einen etwas starken Umweg an. In Preußisch-Schlesien, zu Panthenau, das zwischen Heynau und Lignitz liegt, lebte ein treuer Freund von mir, Hr. Pastor Alberti. Mein Herz sehnte sich, ihn und seine treffliche Frau auf diesem Planeten noch Ein Mahl, vielleicht zum letzten Mahle, zu sehen. Er hatte mich freundlich eingeladen, ihn ja zu besuchen, und ich hatte es ihm versprochen, wenn es mir anders nur möglich wäre. Mein

Versprechen mußte ich halten; große Sehnsucht, die geliebten Freunde einmahl wieder zu sprechen, zog mich ohnehin zu ihnen.

Da mein Reisegefährte bis Görlitz, in der Lausitz, mit mir zu fahren wünschte, so mietheten wir bis dahin einen Dresdner Lohnkutscher. Obgleich die Entfernung dreyzehn Meilen beträgt, Weg und Wetter sehr schlecht waren, und der Fuhrmann keine Hoffnung hatte, eine Rückfuhr zu bekommen, so zahlten wir ihm doch nicht mehr als zehn Thaler zusammen — eine in der That sehr mäßige Summe.

Den 15. Jänner Mittags verließen wir unter Regenwetter das schöne, anmuthige Dresden, und fuhren rasch fort, immer nach der Lausitz zu.

Ankunft in Panthenau.

Es regnete in Einem fort; wir mußten die Fenster der Kutsche schließen; was Wunder, wenn wir von den Gegenden der Lausitz, durch die wir reisten, wenig oder nichts sahen. Den 17. Jänner trafen wir in Görlitz ein. Mein Reisegefährte, den ich recht lieb gewonnen hatte, trennte sich hier von mir, und fuhr nach einer seitswärts liegenden Stadt der Lausitz, um sich dort häuslich nieder zu lassen.

Ich war nun allein. Müde von den Beschwerden der Reise, erhohlte ich mich in Görlitz einen halben Tag lang, dingte einen neuen Lohnkutscher, und fuhr mit demselben den Tag darauf immer nach Panthenau zu.

An der Preußischen Grenze wurde mein Coffer durch ein Bleysiegel verwahrt oder plumbirt, damit er bis zu dem Orte, wo er visitirt werden mußte, nicht geöffnet werde. In Bunzlau wurde die Visitation mit aller Artigkeit und Schonung vorgenommen, und da ich keine accisbare und contrebande Waare mit

mir führte, bald beendigt. Mehrmahls kam ich dicht an der Böhmischen Grenze vorbey, und fand schon viel Böhmisches Geld. In dem Gasthofe zu Waldau ließ ich mir einen guten vaterländischen Nektar schmecken, und glaubte, schon in dem weinreichen Ungarn zu seyn.

Den 18. Januar übernachtete ich in Gnadenberg, einer Herrnhuther Colonie. Man ist es von den Evangelischen Brüdern gewohnt, bey ihnen eine gute Aufnahme und Bedienung zu finden. Mit der Bewirthung in Gnadenberg hatte ich Ursache, ganz zufrieden zu seyn. So wie in vielen Stücken, so können die Evang. Brüder uns auch im Puncte der guten Einrichtungen in den Gasthöfen zum Muster dienen.

Den 19. Jänner erreichte ich endlich die Schlesische Stadt Heynau. Das Wetter war freundlicher geworden, und ich hatte bis Panthenau nur noch eine gute Stunde. Meine Gefühle wurden lebhafter, und meine Blicke streiften herum, um den Wohnort meiner Freunde zu entdecken; es kam eine Thurmspitze

zum Vorschein; das muß Panthenau seyn, sagte ich zu mir selbst, und erfuhr bald durch einige Vorübergehende, daß ich mich nicht geirrt hatte. Freudiger schlug das Herz, und der Gedanke, bald in den Armen meiner geliebten Freunde zu liegen, füllte meine ganze Seele. Anmuthig zieht sich von Ostsüden das baumreiche Thal hinunter, in welchem Panthenau liegt; der Boden ist fruchtbar, die ganze Gegend mit Dörfern überstreut, das Thal im Sommer durch Nachtigallen belebt, und südöstlich prangt in seiner Majestät das Riesengebirge, an dessen Fuße sich die herrlichsten Landschaften ausbreiten.

Es war Mittag, als ich mich dem Pfarrhause zu Panthenau näherte. Die Kutsche steht vor demselben. Der Kutscher steigt ab, um das Thor zu öffnen. Kaum ist dieß mit dem einen Flügel geschehen, als schon ein junger Baron von Rothkirch, der in Schnepfenthal Zögling gewesen war, und jetzt mit noch zwey andern von Hrn. Alberti gebildet wurde, frohlockend mir entgegen gesprun-

gen kömmt, und in wenigen Augenblicken mir um den Hals liegt. Freund Alberti und seine geliebte Gattinn stürzen auch aus dem Zimmer, und eilen mir freundlich entgegen. Freudenthränen treten uns in die Augen, als wir einander umarmen. Was wir empfanden, kann und darf ich nicht beschreiben.

Mit den Panthenauer Freunden machte ich gleich nach dem Mittagsessen einen Spaziergang, um die Umgebungen des Dorfes kennen zu lernen. Wir hatten einander viel zu erzählen. Noch an demselben Tage machte ich die Bekanntschaft eines Gutsbesitzers, des königl. Justiz-Commissions-Rathes Treutler, der mir schon, noch ehe er mich persönlich kannte, vertrauend dem empfehlenden Worte meiner Panthenauer Freunde, dadurch einen rührenden Beweis von Wohlwollen und Zutrauen geschenkt hatte, daß er mir eine vortheilhafte Pfarrstelle, deren Besetzung von ihm abhing, ganz in der Nähe von Panthenau antrug. Ich fand in ihm einen gebildeten, achtungswürdigen Mann.

Schmerzhaft war es für mich, die von meinen Freunden gehegte Hoffnung, daß ich das mir angetragene Pastorat annehmen, und dann, in ihrer Nähe, mit ihnen vereint leben würde, vereitelt zu wissen. Ich verlor dadurch vieles; denn Freunde wie sie, so treu und so aufrichtig und edel, lassen sich nicht leicht finden, am wenigsten in dem Gewühle der großen Stadt. Mit ihnen zu leben und zu sterben, war immer mein stiller Wunsch. Er wäre in Erfüllung gegangen, wenn nicht höhere Pflichten mir die Annahme der Wiener Stelle geboten hätten. Es gibt Fälle, wo der Mensch seine liebsten Neigungen und die größten ökonomischen Vortheile aufopfern muß, so schwer es ihm auch fallen mag.

Panthenau, klein und größtentheils schlecht gebaut, hat eine hübsche Kirche, fruchtbare Felder und eine angenehme Lage; nur liegt es etwas zu tief und daher zu feucht. Ob es gleich mein Vorsatz war, nur eine Woche, höchstens vierzehn Tage bey meinen hiesigen Freunden zu weilen, so konnte ich doch ihrer

freundschaftlichen Aufforderung, die Zeit meines Aufenthaltes bey ihnen auf drey Wochen auszudehnen, nicht widerstehen. Ich versprach dieß um so lieber, da ich mich nirgends wohler befinde, als in dem Kreise geliebter, verehrter Menschen.

Aufenthalt in Panthenau.

Die Schlesier sind ein guter Schlag von Menschen, arbeitsam, einfach in ihren Sitten, ehrlich und treuherzig. Schlesiens Gebirgsgegenden schildert man als ungemein reitzend; die Bewohner derselben sind sehr industriös, und ein großer Theil derselben wohlhabend. Die Schlesischen Pächter spielten so eben eine große Rolle, und mancher sammelte in wenigen Jahren so viel, daß er sich eigne Güter kaufen konnte, die in ihrem Werthe sehr hoch gestiegen waren, und noch immer mehr stiegen. Sonst war der Ankauf von adeligen Gütern ohne alle

Einschränkung erlaubt, daher man auch unter den Gutsbesitzern viele Bürgerliche findet; allein in den neuern Zeiten waren in dieser Hinsicht manche Einschränkungen eingetreten.

Die Schlesische Leinwand ist berühmt. Allerdings zeichnet sie sich durch Feinheit und Weiße aus, stehet aber an Güte und Dauerhaftigkeit der Ungarischen Zipser Leinwand weit nach.

Der Schlesische Adel — in so weit ich ihn kenne — scheint wohlhabend und zum Theil gebildet zu seyn. In wiefern er an dem verrufenen Diplomenstolze leide, weiß ich nicht; diejenigen Adeligen, in deren Gesellschaft ich kam, schienen frey davon. In dem Hause des Kammerherrn Baron von Rothkirch-Trache, so wie in dem des Hrn. von Vitzthum zu Woitsdorf brachte ich angenehme Stunden zu. Der erstere, welchem nebst mehrern Dörfern auch Panthenau gehört, hatte die Güte, meine Freunde und mich einige Mahle nach Bärsdorf, wo er damahls mit seiner Familie sich aufhielt, abhohlen zu lassen.

Ich fand in seinem Hause Einfachheit und guten Geschmack, in dem Kammerherrn selbst einen gefälligen, erfahrnen, geraden Mann, der vor kurzem von einer Reise durch Italien und Frankreich zurückgekehrt war, und von diesen Ländern manches Interessante erzählte. Seine Gemahlinn, die nun auch in bessre Welten abgegangen ist, nahm durch ihre Anmuth und Freundlichkeit ein, und war eine zärtliche Mutter.

Heynau wurde mehrmahls besucht. Herr Kurz, Prediger und Senior daselbst, jetzt auch schon todt, nahm mich mit seiner wackern Familie als einen Freund seines Freundes Alberti auf, und ich befand mich in seinem Hause recht wohl. Die guten Menschen waren so offen, so traulich, so anspruchlos! Gäbe es in der Welt doch lauter so brave Familien! —

In der Gesellschaft des benachbarten Pastor Hermann, der einst Mitarbeiter an dem berühmten Basedowschen Philantropine in Dessau war, und ausgezeichnete Rednertalente besitzen soll, verlebte ich manche angenehme Stunde. Auch

gab ich der Aufforderung meiner Freunde nach, und trat an einem Sonntage vor der Panthenauer Gemeinde mit einer Predigt auf. Sehr schnell verflossen mir drey Wochen in dem Hause meiner Panthenauer Freunde. Es waren der Freundschaft geheiligte Tage. Ich werde sie oft in angenehmer Rückerinnerung wieder genießen.

Das Schloß des Kammerherrn von Rothkirch zu Panthenau ist in einem einfach edlen Style gebaut, und der schöne, große Garten, der an demselben liegt, sehenswerth. Mehrmahls besuchten wir die daselbst befindliche Orangerie, und wurden darin aus dem Winter in den Frühling und Sommer versetzt. Wir wandelten unter blühenden Citronenbäumen, an denen, unter den Blüthen, goldne Früchte hingen. Auch die Kirschbäume blühten, und verbreiteten angenehme Gerüche.

Der Himmel war fast immer heiter, und das Wetter im Januar schon so mild und frühlingsartig, daß manche Gesträuche Knospen trie-

ben, aus welchen hie und da sich schon grüne Blätter drängten.

Wie sehr freute ich mich auf den Genuß der Naturschönheiten, an denen der gebirgige Theil von Schlesien einen Ueberfluß haben soll! Ich wählte den Weg nach Prag durch diese Gegenden. Das Riesengebirge, sagte man mir, würde auf mich einen großen Eindruck machen, obgleich ich bereits die hohen, majestätischen Carpaten im nördlichen Ungarn gesehen hätte.

Diese Freude sollte ich jedoch nicht genießen. Kurz vor meiner Abreise trübte sich der Himmel, die Luft wurde rauh, es fing an Schnee zu fallen, kalte Nordwinde pfiffen, und man schlug mir vor, die Abreise aufzuschieben. Da ich aber einmahl einen Tag dazu festgesetzt hatte, und es mein Grundsatz ist, daß der Mann standhaft seine Vorsätze ausführen müsse, so blieb es bey meinem Entschlusse. Den 8. Februar wollte ich durchaus abreisen.

Abreise von Panthenau. Todesgefahr.

Mit Wehmuth und innerm Schmerze riß ich mich an dem bestimmten Tage aus den Armen meiner Panthenauer Freunde los. Sie waren geneigt, mich eine Strecke weit zu begleiten, wurden aber theils durch meine Bitten, theils durch das rauhe Schneewetter davon abgehalten. Meinen trefflichen und unvergeßlichen Freund Alberti sah ich zum letzten Mahl. Auch dieser gebildete, einsichtsvolle, wahrhafte, menschenfreundliche und durch eine musterhafte Berufstreue sich auszeichnende Mann ging im Jahre 1816 dahin ab, wo unsre wahre Heimath ist. Das böse Wetter vereitelte meine Hoffnungen, mich an den schönen Gegenden des gebirgigen Schlesiens zu laben, ganz. Ich mußte den Reisewagen schließen, um mich gegen das kalte Schneegestöber zu schützen, und auf einer Anhöhe, von welcher man bey heiterm Wetter die herrlichste Aussicht genießen soll, sah ich nur wenige Schritte weit. Trotz der üblen Witterung fuhr doch mein Kut-

scher, den ich in Lignitz aufgenommen hatte, rasch zu, so, daß wir diesen Tag acht Meilen zurücklegten.

Des Abends legte sich der Wind, der Himmel wurde hie und da heiter, und ich versprach mir für den kommenden Tag schönes Reisewetter. Wie sehr täuschte ich mich! Ich erwachte, und hörte, daß in der Nacht ein tiefer Schnee gefallen, und heute das Wetter noch ungestümer sey, als gestern. Man rieth mir, an Ort und Stelle zu bleiben, und eine bessere Witterung abzuwarten. Dazu fühlte ich nicht die mindeste Neigung in mir.

Ich befand mich an dem Riesengebirge; es war in Schneewolken eingehüllt; immer mehr näherte ich mich der Böhmischen Grenze; vor mir lag eine Reihe von Bergen; über einen derselben, den sogenannten Paß, ging mein Weg; war nur der glücklich überstiegen, dann war ich geborgen.

Das Wetter wurde stürmischer; wir fuhren in einem schmalen, steinigen Hohlwege immer aufwärts. Endlich erreichten wir den Rücken

des Berges. Vor uns lag auf der einen Seite ein tiefes Thal; von der andern tiefen Erhöhungen fort. Leicht konnten wir an manchen Stellen in den tiefen Abgrund hinabgeschläudert werden. Der Fahrweg war mit Schnee bedeckt, und nicht zu erkennen. Das Schneegestöber wurde immer stärker und wüthender, und wir kamen in nicht geringe Verlegenheit. Mein Fuhrmann war unglücklicher Weise mit der Gegend ganz unbekannt; nach welcher Seite er fahren sollte, wußte er nicht. Er mußte still halten. Die Windstöße wurden so heftig, daß ich jeden Augenblick befürchtete, mit der Kutsche ins tiefe Thal hinabgeschläudert zu werden.

Die Gefahr wuchs mit jeder Sekunde. Es schien mir gefährlich, in dem Wagen sitzen zu bleiben, der dicht an dem Rande des Abgrundes stand. Ich stieg aus; wurde aber beynahe von dem tobenden Winde in das Thal hinabgeweht. Mehrmahls war ich genöthigt, hinter die Kutsche zu springen, um mich einiger Maßen gegen die Wuth des Orkans zu schützen;

doch gewöhnlich wurde auch diese von dem Winde so stark gelüftet, daß ich mehrmahls befürchtete, sie werde hinabstürzen.

Mein Fuhrmann, der nicht wußte, ob er gerade aus, oder links in das Thal hinab fahren sollte, mußte es sich gefallen lassen, eine ziemliche Strecke weit umzukehren, und sich in einer einzeln da stehenden Hütte um den Weg zu erkundigen. Während seiner Abwesenheit wurden die Wege noch mehr verschneyt, und die Wuth des Orkans nahm zu. Endlich kehrte er zurück. Wir mußten auf dem Rücken des Berges fortfahren. Ich konnte mich nicht entschließen, in die Kutsche zu steigen, die der Wind leicht hinabschläudern konnte; sondern ging lieber zu Fuße. Doch bald sah ich ein, daß fast nicht fortzukommen sey. Ich sank in den tiefen Schnee ein, und hatte Mühe, mich herauszuarbeiten. Der scharfe, grimmig kalte Wind wehte mir ins Gesicht, und benahm mir den Athem. Ich wurde halb ohnmächtig, und sank beynahe um. Wußte ich nicht, daß es höchst gefährlich sey, sich in der Winterkälte

hinzulegen und einzuschlummern, so gab ich vielleicht der Müdigkeit und Entkräftung nach, blieb im Schnee liegen und erstarrete. Jetzt raffte ich alle meine Kräfte zusammen, und suchte mich, mit der größten, angreifendsten Anstrengung fortzubringen. Nur wenige Schritte von der Kutsche entfernt, sah ich dieselbe nur unvollkommen; sie erschien mir, von dem Schneegestöber eingehüllt, wie ein kleiner, schwacher Fleck. Ich rief, so stark ich konnte, dem Kutscher zu, still zu halten; aber der Wind wehte meine Worte weg, und der Fuhrmann vernahm mich nicht. Mehrmahls kehrten starke Anwandlungen von Ohnmacht wieder; nahm ich nicht alle meine Kräfte zusammen, so erlag ich ihnen, blieb in dem Schnee liegen, und war vielleicht unwiederbringlich verloren. Die Todesgefahr war groß. Ich ließ den Muth nicht sinken. Durch die größte Anstrengung meiner Kräfte gelang es mir, die Kutsche in einer kleinen Niederung, wo der Wind nicht stark blies, zu erreichen. Im höchsten Grade entkräftet und besonders an der Brust stark

angegriffen, warf ich mich in den Wagen, und war nun auf jedes mögliche Unglück gefaßt. Trautenau, wohin der Weg uns führte, lag noch eine gute Stunde entfernt. Aber wir fuhren irre; es brach etwas an der Kutsche; dieß hielt uns mitten auf dem Felde lange auf; bey einem ausgetretenen Gewässer waren wir in Gefahr, zu verunglücken; nach vielen ausgestandenen Beschwerden erreichten wir endlich das Städchen Lüben, wohin wir eigentlich nicht kommen sollten.

Nicht viel über eine Stunde weit von Lüben liegt das Oesterreichische Grenzamt Königshann. Wir fuhren beynahe eine Stunde, ohne dem Grenzamte näher zu kommen; der Weg war ganz verschneyt, und das Schneegestöber so heftig, daß mein, sonst sehr entschloßner, Kutscher erklärte, es wäre ihm eine Unmöglichkeit, weiter zu fahren. Dieß sah ich vollkommen ein, und ließ nach Lüben umkehren. Hier zahlte ich dem Fuhrmann aus, und schickte ihn nach Lignitz zurück. In einem kalten, mit einem zerbrochenen Ofen und

mit Rauch angefüllten Zimmer brachte ich den Nachmittag und die Nacht zu. Es fing mir an, wahrscheinlich zu werden, daß ich Wien schwerlich erreichen, sondern den Strapazen und Gefahren meiner Reise unterliegen würde. Für diesen Fall schrieb ich auf ein Blatt, das ich in die Schreibtafel legte, wem man, wenn man mich irgend wo todt fände, davon Nachricht geben, und was man mit den Sachen, die ich mit mir führte, anfangen sollte.

Reise nach Prag.

Das böse Wetter stürmte auch am folgenden Tage. Indeß wollte ich es wagen, weiter zu reisen. Ich nahm eine Gelegenheit bis Trautenau auf, das schon in Böhmen liegt, und fuhr zu Schlitten wirklich ab. Obgleich ganz in Winterkleidung gehüllt, litt ich doch viel von der rauhen, stürmischen Witte-

rung. Nach mancherley überstandnen Beschwerlichkeiten erreichten wir das Grenzamt Königshann. Ich mußte absteigen, und mich in das Amt begeben. Hier wurde ich — was mir unangenehm auffiel — scharf ins Auge gefaßt, mein Paß sehr genau durchgesehen und unterschrieben, mein Coffer streng visitirt. Die wenigen Bücher, die sich in demselben befanden, wurden abgewogen, der Coffer plumbirt, und zu abermahliger Untersuchung nach Prag angewiesen. Zugleich ward mir eine Verordnung vorgelesen, nach welcher auf die Verletzung des bleyernen Siegels eine Strafe von funfzig Ducaten festgesetzt ist. Es verzog sich mit alle dem ziemlich lange. Für einen Reisenden sind Grenz-Visitationen immer eine lästige Sache, besonders wenn die dazu Beauftragten, was sehr häufig der Fall ist, nicht von dem Geiste der Billigkeit und Artigkeit beseelt, sondern mürrische, barsche Geschöpfe sind. Unbillig wäre es, die Impertinenzen, die sich dergleichen inhumane Menschen erlauben, auf Rechnung der Regierung zu schrei-

ben, in deren Dienste sie stehen. Reisenden, welche in die Oesterreichischen Staaten kommen wollen, kann nicht genug empfohlen werden, daß sie sich mit gültigen Pässen versehen, die von einem kaiserlichen Gesandten ausgestellt seyn müssen, wenn sie an der Grenze nicht zurückgewiesen werden wollen.

Trautenau wurde erreicht. Die Stadt ist ziemlich lebhaft, und der Leinwandhandel, der hier getrieben wird, stark. In Trautenau selbst wird viel und eine sehr gute, feste und dauerhafte Leinwand von fast allen Gattungen gemacht. Der stärkste Verkauf dieses Artikels findet am Montage statt, wo der Wochenmarkt ist. Man rechnet, daß an jedem Montage im Durchschnitte wenigstens 1800 Stück Leinwand nach Trautenau gebracht, und dort verkauft werden, so daß der Umsatz an diesem Tage über 40,000 Gulden beträgt. Ich hielt mich in gedachter Stadt nur ein Paar Stunden lang auf. Auf der Post wurde, ehe man mir Pferde bewilligte, mein Paß unter-

suche und unterzeichnet, welches noch an ein Paar andern Orten geschah.

Gleich nach Tische fuhr ich mit Extrapost ab. Die Wege waren sehr schlecht, und ich rückte nur langsam der Stadt Prag näher. An einer einzigen Station hatte ich einmahl einen halben Tag lang zu fahren, kam dabey noch in die finstere Nacht hinein, blieb mit der Kalesche, als es schon ganz finster war, in einem Morasse stecken, und wäre beynahe gezwungen gewesen, die ganze Nacht unter freyem Himmel im Sumpfe zuzubringen. Meine ganze Reise von Prag war nichts anderes als eine ununterbrochene Reihe von Mühseligkeiten aller Art, zu denen sich noch mancherley Gefahren gesellten. Es gab Augenblicke, wo es mir schien, als würde ich Prag nicht erreichen, sondern den außerordentlichen Strapazen unterliegen. Uebrigens wurde ich auf allen Posten schnell genug befördert; bloß auf der letzten Station vor Prag hielt man mich auf eine ungebührliche Weise sehr lange auf, so oft und dringend ich auch um Pferde bath.

Bey den Postillionen fand ich jene Unbescheidenheit nicht, in deren Ruf diese Classe von Menschen, nicht mit Unrecht, steht.

So wie man über die Grenze kommt, und den Boden der Oesterreichischen Monarchie betritt, fühlt man es auch, daß man sich in einem andern Staate befinde. Man erblickt nähmlich nach allen Seiten hin mehr Lust zu sinnlichen Genüssen, mehr Jovialität, die sich auf physisches Wohlseyn gründet, und in Böhmen besonders viel laute Slavische Muthwilligkeit. Auch wird nun fast mehr Wein als Bier getrunken, und zwar nicht aus kleinen Gläschen, wie in Deutschland, sondern aus Wassergläsern.

Gut kam mir einige Kenntniß der Slavischen Sprache zu statten, die in Böhmen, wo es übrigens auch viele Deutsche gibt, die herrschende ist. Der Stock-Böhme hat viel Charakteristisches; es fehlt ihm nicht an guter Anlage und Gewandtheit des Geistes, an Mutterwitz und an munterm, fröhlichen Sinn; er ist musik- und gesangliebig; dabey scheint er zur

Satyre und Schalkhaftigkeit, zum Trunke und zu übergroßer Demuth gegen Große, über die er sich hinterm Rücken öfters doch wohl lustig macht, aufgelegt zu seyn. Es versteht sich von selbst, daß hierbey diejenigen Stände nicht gemeint sind, welche sich durch eine feinere Bildung über die andern erheben.

Böhmen gehört unter diejenigen Provinzen des Oesterreichischen Kaiserstaates, in denen man viel Sinn für gute, wohlthätige Anstalten, für Literatur und das Schul- und Erziehungswesen findet. Es wird hier in den gebildeten Ständen viel gelesen, und man stößt daher in denselben auf viele kenntnißreiche, humane Menschen. Die Gegenden nach der Sächsischen Grenze zu sollen sich in dieser Hinsicht vorzüglich auszeichnen.

Die protestantischen Gemeinden in Böhmen, sowohl Augsburger als Helvetischer Confession, gehören zu den ärmsten in der ganzen Monarchie, hängen aber mit Festigkeit an ihrem Glauben. Seit der Erscheinung des Toleranz-Edictes, durch welches sich Joseph II.

ein unvergängliches Ehren-Denkmahl gesetzt hat, sind sie dem Drucke entrissen, unter welchem sie ehedem seufzten. Unter der gegenwärtigen milden Regierung Franz I. befinden sich überhaupt die Protestanten aller Erblande in ihren Religionsfreyheiten geschützt, und die Angriffe, die vielleicht noch hie und da im Verborgnen der unduldsame Bigottismus gegen sie im Sinne führt, werden durch den Geist der Weisheit und Gerechtigkeit, der den verehrten Monarchen und die höchsten Staatsbehörden leitet, darnieder gehalten.

Groß fand ich die Theurung in Böhmen. So wie ich über der Grenze war, sah ich fast nichts als Papiergeld, und die Conventions-Münze, in welcher ich zahlte, wurde überall mit einer so auffallenden Freude angenommen und betrachtet, als nicht leicht irgend eine andere Rarität des Auslandes.

Wie freute ich mich, als ich, nach mancherley Gefahren und den gröβten Beschwerlichkeiten, in einigen Tagen die Hauptstadt von Böhmen, Prag, erreichte! Ich kehrte in dem

Gasthofe zum Erzherzoge Carl ein, der zu den besten Hotels in Prag gehört. An dem Thore wurden mir der Paß und die an der Grenze erhaltenen Zettel abgenommen; ein Soldat begleitete mich nach dem Mauthamte, wo mein Coffer, da er nicht sogleich visitirt werden konnte, liegen bleiben mußte. Den Paß erhielt ich am folgenden Tage, unterschrieben von der Polizey-Direction, bey der ich mich deßhalb meldete, zurück.

Prag zeichnet sich durch seine Größe, durch die herrliche massive Brücke über die Moldau, durch manche prächtige Gebäude, treffliche Anstalten, eine Universität, viele Kirchen und ein reges Leben aus, das man wenigstens in einigen Theilen dieser Stadt findet, die das im verjüngten Maaßstabe ist, was die große Kaiserstadt Wien. Durch die Moldau, die einige Mahle eine fast unglaubliche, an einigen Gebäuden in der Nähe der Brücke bezeichnete, Höhe erreicht hat, wird ein Theil der großen, weitläuftigen Stadt von dem andern getrennt. Die Riesenbrücke machte auf mich einen stärkern

Eindruck, als die, übrigens weit schönere, Elbbrücke Dresdens. Ihr Anblick erfüllt das Herz mit Bewunderung der menschlichen Kraft, die einem so mächtigen, furchtbaren Elemente, als das Wasser, Lasten von solcher Größe, solchem Umfange auflegen vermag.

Das Gewühl in manchen Strassen Prags ist groß, und erinnert an Wien. In einigen Theilen der Stadt fand ich dafür eine um so auffallendere Stille, die fast ans Oede grenzte. Nach den Versicherungen Mehrerer, sollten viele Häuser in Prag fast unbewohnt dastehen.

Sehenswerth sind die hiesige Bibliothek und mehrere Kirchen. Die Einwohner sind größtentheils katholisch. Die hiesigen Protestanten bilden zwey Gemeinden, eine Deutsche und eine Slavische, die aber beyde nicht sehr stark und ohne Fond sind. Der Prediger der ersteren, Hr. Seihm, ein kenntnißreicher, würdiger Mann, ist jetzt zugleich Superintendent sämmtlicher Böhmischen Gemeinden Augsburgischen Bekenntnisses.

In Prag war mir ein besonderes Vergnügen aufbewahrt; ich traf hier nähmlich einen jungen Hrn. Leitenberger, einen ehemahligen Zögling zu Schnepfenthal, den ich immer, seines biedern, treuherzigen Wesens halber, geliebt hatte. Sein Vater hat sich um das Fabrik- und Manufacturwesen in Böhmen bedeutende Verdienste erworben, und die von ihm erbaute große Spinnmaschine ist wohl eine der größten technologischen Sehenswürdigkeiten des Landes. Diese Maschine fiel nun diesem seinen Sohne zu, der, um dem Werke einst besser vorstehen zu können, jetzt Mathematik studirte. Wir hatten beyde eine große Freude, als wir uns wieder sahen, und erinnerten uns mit vielem Vergnügen der Tage, die wir mit einander in Schnepfenthal zugebracht hatten. Er suchte mir mit seinem ältern Bruder, den ich bereits von Jena aus kannte, auf alle mögliche Art gefällig zu seyn. Um meine Freude voll zu machen, mußte es sich treffen, daß ich in Prag auch die Aeltern eines andern Zöglings, Starke, antraf, der stets unter

meine Lieblinge gehörte, und von dem ich einen Brief an seine einige Meilen von Prag lebenden Aeltern mit hatte. Herr Starke, der Vater, und seine Frau waren sehr gefällig; ich brachte in ihrer und mehrerer andern Freunde Gesellschaft einen Nachmittag und Abend zu. Wie angenehm ist es, in fremden Landen unverhofft mit guten Menschen zusammen zu treffen, mit denen wir durch irgend ein Band verbunden sind! Ich habe übrigens meinen ehemahligen Zögling, der so viele schöne Hoffnungen erregte, und seinen Schwager, Hrn. Starke, der in dem Alter männlicher Vollkraft stand, in Prag zum letzten Mahle gesehen. Beyde sind nicht mehr unter den Lebendigen.

(Der Beschluß folgt).

II.

Mathilde und Erneſtine.

In dem Orte, in welchem Mathilde lebte, galt ſie allgemein für das liebenswürdigſte Mädchen. Sie hatte einen ſchönen Wuchs und eine angenehme Geſichtsbildung. Ihr freundliches, helles Auge ſtrahlte innre Heiterkeit, und ihre rothen Wangen, die gleich Roſen blühten, waren das Bild vollkommener Geſundheit. Ihre ſilberreine Stimme vernahm man mit Vergnügen, und ihr ganzes äußere Benehmen machte den beſten Eindruck, und nahm für ſie ein.

Aber dieß alles war es nicht allein, was Mathilden zu einem liebenswürdigen und allgemein geliebten Mädchen machte. Aeußere Schönheit und Artigkeit gefällt zwar; aber wenn sich mit derselben nicht auch Schönheit der Seele und Güte des Herzens verbindet, so ist sie von keinem wahren Werthe; sie kann dann nur Thoren blenden; der Weise läßt sich durch sie nicht täuschen, und am Ende bewährt es sich fast immer, was der Dichter Gleim sagt:

„Man zieht gemeiniglich doch eine schöne
„Seele
„Dem schönsten Körper vor."

Mathilde besaß auch innere Schönheit und ein treffliches Herz. Ihre Aeltern scheuten keine Mühe und Kosten, sie gehörig bilden zu lassen, und die Tochter benutzte jede Gelegenheit, bey der sie an Bildung gewinnen konnte. Sie war aufmerksam auf das, was der Lehrer ihr vortrug, so wie auf die Reden und

Urtheile einsichtsvoller Erwachsenen. Las sie ein nützliches Buch, so that sie dieß nie flüchtig, sondern mit Nachdenken. Es war ihr dabey nicht um eine vorübergehende angenehme Unterhaltung, sondern um Belehrung zu thun. Sie wurde auf diese Weise ein recht verständiges Mädchen, dem man gern zuhörte, wenn es sprach, und von dem man nie eine thörichte Rede, oder ein abgeschmacktes Urtheil vernahm.

Für das Schickliche besaß Mathilde ein sehr feines Gefühl, und daher nahm sie sich vor alle dem, was unanständig ist, und einen widrigen Eindruck auf andere zu machen pflegt, sorgfältig in Acht. Man konnte nicht sagen, daß sie irgend eine üble Gewohnheit angenommen, oder irgend eine Unart an sich habe. Selbst wenn sie — was nicht ganz zu vermeiden war — in die Gesellschaft von Mädchen kam, deren äußerliche Sitten nicht die feinsten waren, wußte sie sich auf eine so schickliche Weise zu benehmen, daß die andern es nicht wagten, ihr unanständig zu begegnen, oder sie zu Unarten zu verleiten. Sie hatten eine Art von stiller

Scheu vor ihr, und benahmen sich gegen sie mit Achtung.

Mit inniger Liebe hing Mathilde besonders an ihren guten Aeltern. Was diese auch nur von ferne hätte beleidigen und kränken können, das vermied sie mit der größten Sorgfalt, was ihnen aber Freude machte, das that sie mit dem größten Vergnügen. Sie spähte ihre stillen Wünsche aus, und erfüllte sie; auf die leisesten Winke derselben war sie stets aufmerksam, und was sie ihnen an den Augen ansah, das that sie ihnen zu Gefallen. Schlugen ihr die Aeltern auch bisweilen eine Bitte ab, so bezeigte sie darüber niemahls Unzufriedenheit; verbothen sie ihr etwas, so fragte sie nie, warum dieses geschah, sondern fügte sich ohne Widerrede in ihren Willen, und was sie ihr auftrugen, das that sie mit Vergnügen und der größten Pünctlichkeit. Große Freude war es für sie, wenn sie ihnen irgend einen Dienst erweisen, und ihnen auf irgend eine Art gefällig seyn konnte. Ueberhaupt legte sie in ihrem ganzen Betragen Ehrfurcht, Liebe, Gehorsam und

Dankbarkeit gegen ihre Aeltern an den Tag, und diese hingen daher auch mit der größten Zärtlichkeit an ihr.

Auch gegen andere Menschen, besonders gegen die, denen sie Dank schuldig war, benahm sie sich auf eine so musterhafte Weise, daß ihr aller Herzen zugethan waren, jedermann sie gerne sah, und ihr bey vorkommenden Gelegenheiten Vergnügen zu machen suchte.

Unter den vielen guten Eigenschaften, die Mathilde besaß, muß besonders auch ihrer großen Bescheidenheit erwähnt werden. Diese setzte ihren übrigen Tugenden die Krone auf. Das treffliche Mädchen schien gar nicht zu wissen, wie liebenswürdig und wie allgemein geliebt es sey. Es that sich auf seine Kenntnisse und Geschicklichkeiten nie was zu Gute, am allerwenigsten war es so thöricht, sich mit seiner körperlichen Schönheit, die so hinfällig ist, zu brüsten, und andern durch eitlen Stolz und ein unbescheidnes Benehmen wehe zu thun oder zur Last zu fallen.

Daher kam es denn auch, daß Mathilde auch von ihren Gespielinnen sehr geachtet und geliebt wurde, und daß es unter ihnen nur eine einzige gab, die ihr nicht ganz zugethan war. Dieß war Erneſtine, ein Mädchen von ſchönen Kenntniſſen und vielen guten Eigenſchaften, dabey aber nicht wenig eitel und ſtolz. Sie blieb nicht gleichgültig dabey, daß Mathilde überall auf eine ſo ausgezeichnete Weiſe behandelt, und ihr vorgezogen wurde. Beydes ſchmerzte ſie tief in der Seele, und ob ſie ſich gleich heimlich geſtehen mußte, Mathilde beſitze mehrere Vorzüge vor ihr, und verdiene daher die Liebe, die ihr nach allen Seiten hin zu Theil ward: ſo empfand ſie darüber doch viel Unmuth, war ihrer Geſpielinn in manchem Augenblicke herzlich gram, und benahm ſich bisweilen gegen ſie auf eine kränkende Weiſe.

Beyde Mädchen beſuchten eine und dieſelbe Töchterſchule. Unter den Feſten, die in derſelben gebräuchlich waren, wurde beſonders das Frühlingsfeſt ſehr feyerlich begangen. War

der Winter vorüber und der Lenz wieder da, so wurde ein Tag festgesetzt, an welchem sämmtliche Schülerinnen mit ihrer Vorsteherinn und den Lehrern nach einer nahen Wiese oder in ein nahes Wäldchen zogen, dort Blumen pflückten, fröhliche Lieder sangen, sich durch unschuldige Spiele unterhielten, und erst Abends wieder nach Hause kehrten. Gewöhnlich nahmen auch die Aeltern derselben, der Ortspfarrer und mehrere Jugendfreunde Theil an diesem Feste. Acht Tage zuvor wurde unter den Schülerinnen jene, die sich durch Fleiß und eine gute sittliche Aufführung ganz besonders auszeichnete, gleichsam zur Königinn des Festes gewählt, und an demselben schön geschmückt und mit Blumen bekränzt. Sie begann den Zug; man erwies ihr viele Aufmerksamkeit, und an der Tafel, die unter freyem Himmel gehalten wurde, nahm sie unter den Mädchen den ersten Platz ein. Man pflegte sie die Frühlingsbraut zu nennen, und auf diese Ehrenbezeigung wurde ein großer Werth gelegt.

Als eines Jahres der Winter zu Ende ging, wurde von den Schülerinnen bereits viel von dem bevorstehenden Frühlingsfeste gesprochen, und es hieß allgemein, zur Königinn desselben könne niemand anders erwählt werden, als Mathilde, die aller Achtung und Liebe besaß. Erneſtine, die nichts sehnlicher wünschte, als dieser Ehre theilhaftig zu werden, und sich auch heimlich mit der Hoffnung schmeichelte, daß man sie dießmahl zur Frühlingsbraut ernennen würde, bemerkte mit innerlichem Unwillen die Stimmung ihrer Mitschülerinnen und deren Vorliebe für Mathilden. Sich derselben nachgesetzt zu sehen, that ihr in der Seele weh, und ihr Verdruß darüber wurde am Ende so groß, daß sie ihn nicht mehr zu verbergen vermochte. Sie fing an, Mathilden unfreundlich zu begegnen, und sie durch Mienen und Worte zu kränken. Einmahl ging sie sogar so weit, sie in einer großen Gesellschaft von Mädchen und Knaben eine eitle, eingebildete Närrinn zu nennen, und als die andern sich der Geschimpften annahmen,

verließ sie unwillig die Gesellschaft, und erklärte, daß sie Mathilden genau kenne, daß dieselbe sich besser stelle als sie wirklich sey, und daß sie mit dieser Häuchlerinn nichts weiter zu thun haben wolle.

Auf Mathildens Gemüth machte dieser Vorfall einen tiefen Eindruck. Es schmerzte sie im Innersten ihrer Seele, von Ernestinen sich so sehr verkannt und so tief beleidigt zu sehen, und sie konnte sich dabey der Thränen nicht enthalten. Ihre Freundinnen suchten sie zwar zu trösten und aufzuheitern; aber ihre Zufriedenheit und ihre Freude war dahin; nichts vermochte mehr, sie in eine frohe Stimmung zu versetzen; sie verließ bald die Gesellschaft, und klagte es weinend ihrer Mutter, daß sie von Ernestinen auf eine so gröbliche und schmerzliche Weise beleidigt und gekränkt worden sey.

Die Mutter, die bereits wußte, warum Ernestine gegen Mathilden eine Abneigung gefaßt hatte, drückte diese an ihr Herz, und sprach: Mein liebes Kind, betrübe dich

nicht so sehr; tröste dich, und vergiß, was dir widerfahren ist.

Aber die Tochter war untröstlich und schluchzte: „Ich habe ihr nie etwas zu Leide gethan, und sie kränkt mich so sehr; ich bin ganz unschuldig, und doch macht sie mir so bittre Vorwürfe, nennt mich eitel und sogar eine Häuchlerinn!“ — —

Liebes Kind, versetzte die Mutter, wohl dir, daß du sagen kannst: ich bin unschuldig! Darin liegt für dich des Trostes und der Beruhigung genug. Es geht nun einmahl in der Welt nicht anders; auch der Unschuldige muß sich manche Kränkung gefallen lassen; oft hat er am meisten zu leiden. Unwissenheit, Leichtsinn, Neid und Bosheit verbittern ihm nicht selten in hohem Grade das Leben, und würden gern, wenn sie es vermöchten, ihn ganz zu Grunde richten. Aber Gott wacht über ihn, und läßt ihn nicht zu Schanden werden. Das Bewußtseyn seiner Unschuld richtet ihn wieder empor, und wenn er sich dabey noch daran erinnert, daß die Vorsehung auch ihre Lieblinge

bisweilen unschuldig leiden läßt, um sie zu prüfen, zu bilden und zu veredeln: so weiß er sich um so leichter bey den schmerzlichen Erfahrungen zu fassen, die ihn treffen, und seine unverdienten Leiden mit Geduld und standhaftem Muthe, ja mit heitrer Seele zu ertragen. Gute Tochter, gräme dich nicht; werde wieder ruhig und frohes Sinnes! Es wird dir im Leben noch viel Unangenehmes und Trauriges begegnen; aber darüber mußt du dich hinwegsetzen, sobald du nur mit deinem Gewissen im Reinen bist. Thue du nur immer recht; dann kannst du ruhig seyn. Wenn dich auch Menschen verkennen und kränken, Gott kennet dich besser, und liebt dich, und wird einst nach Verdienst deine Treue im Guten lohnen. Darauf kannst du mit Sicherheit rechnen.

Diese Worte der verständigen Mutter verfehlten ihres Eindruckes nicht ganz. Mathilde konnte zwar die Erinnerung an die erlittene Kränkung und den Schmerz darüber nicht sogleich vertilgen; aber ihr Gemüth wurde doch um vieles ruhiger; der Gedanke an Gott wirk-

te wohlthätig auf ihr Herz, und nach einigen Stunden schien sie wieder recht heiter zu seyn.

Den Tag darauf vernahm sie, daß Erneſtine sich am gestrigen Tage auf dem Wege nach Hause stark verkältet habe, und sich darauf so übel befinde, daß sie im Bette bleiben müsse. Beynahe hätte Mathilde über diese Nachricht eine heimliche Freude empfunden; aber sie war zu gut, als daß sie die Anwandlung von schadenfrohen Gefühlen nicht sogleich hätte unterdrücken, und den Empfindungen des Mitleids und der Theilnahme ihr Herz öffnen sollen. Sie bedauerte ihre Mitschülerinn aufrichtig, und schickte noch in derselben Stunde zu ihr hin, um sich um ihr Befinden erkundigen zu lassen.

Erneſtine, die es wohl fühlte, wie tief sie Mathilden beleidigt habe, glaubte anfänglich, diese lasse sich bloß darum um ihr Befinden erkundigen, um ihrer zu spotten, und sich über ihre Leiden zu freuen; aber als Nachmittags Mathilde selbst bey ihr erschien, und ihr auf eine ganz unzweydeutige, herzliche

Weise die innigste Theilnahme bezeigte, wurde sie im Innersten gerührt, schämte sich ihres gestrigen Betragens gegen sie, und vergoß Thränen bey den liebevollen Worten des Trostes, die jene zu ihr sprach.

Täglich besuchte von nun an Mathilde die Kranke, und vertrieb ihr nicht nur die Zeit sehr angenehm, sondern gab ihr noch außerdem so viele Beweise von liebevoller Theilnehmung, daß der Zustand, in welchem sich Erneſtine befand, dadurch sehr erleichtert, und ihr Herz ungemein gestärkt und erheitert wurde. Sie erzählte ihr unterhaltende und lehrreiche Geschichten, sie las ihr aus mehreren Büchern vor, sie überraschte sie durch kleine Geschenke, sie spähte ihre leisesten Wünsche aus, und erfüllte sie auf die freundlichste und verbindlichste Weise. Und als die Krankheit Erneſtinens eine mißliche Wendung zu nehmen und ihr Leben in großer Gefahr zu schweben schien, gerieth Mathilde in sichtbare Unruhe und Angst, vergoß oft Thränen, und erkundigte sich fleißig,

wie es mit der Kranken stehe, und ob die Gefahr für sie noch nicht vorüber sey.

Ein so wohlwollendes, liebreiches Benehmen konnte nicht ohne Eindruck bleiben. Ernestine fühlte es tief, wie gut Mathilde gegen sie gesinnt sey, und wie viel sie an ihr thue. Sie wurde ihr daher von Herzen zugethan, und bemerkte oft, sie sey das beste Mädchen, das sie kenne. — So wirkt ein liebreiches, großmüthiges Verhalten gegen die, die feindselig gegen uns gesinnt sind, oft sehr wohlthätig auf ihr Herz, und sie werden bisweilen unsre aufrichtigsten, treusten Freunde.

Ernestine war dem Tode nah. Aber ihre gute, starke Natur überwand die Gefahren, die ihrem Leben drohten. Sie wurde besser, und genas allmählich ganz. Mathilde empfand darüber die größte, herzlichste Freude.

Gerade als Ernestinens Wiedergenesung entschieden war, wurden in der Lehranstalt, die sie besuchte, Anstalten zu dem Frühlingsfeste getroffen, das nun nach zwey Wochen gefeyert werden sollte. Man schritt zur Wahl der

Frühlingsbraut, und es war unter den Schülerinnen nur Eine Stimme, daß sich hiezu niemand mehr eigne, als Mathilde. Ja, Mathilde sey die Königinn des Festes! riefen alle laut, und die Vorsteherinn der Anstalt war auch der Meinung, sie verdiene diese Auszeichnung in jeder Hinsicht.

Mathildens Wangen färbten sich immer röther. Die gute Meinung, die ihre Mitschülerinnen von ihr hegten, machten ihr eine herzliche Freude; aber sie war viel zu bescheiden, als daß sie dabey nicht hätte etwas verlegen werden sollen. Sie dankte gerührt und in gebrochenen Worten für die Ehre, die ihr zugedacht war, bath aber, man möchte ihr dieselbe noch nicht jetzt, sondern im künftigen Jahre erweisen, wenn sie derselben auch dann noch würdig befunden werden sollte. „Für dieß Mahl, sprach sie, wollen wir unsre gute Ernestine zur Frühlingsbraut wählen. Sie war dem Tode nah. Gott hat ihr aber geholfen, und sie ist nun völlig wieder hergestellt. Während ihrer Krankheit hat sie sehr oft ihrer Mitschüle-

rinnen gedacht, und einmahl unter heißen Thränen zu mir gesagt: Sterbe ich, so grüße alle, alle recht herzlich von mir, und versichre ihnen, daß ich mit Liebe gegen sie von der Welt geschieden bin, und mich herzlich darauf freue, sie einmahl vor Gottes Throne wiederzusehen; dann erst wollen wir recht frohe, himmlische Frühlingsfeste mit einander feyern. Ja, das hat sie gesagt, und als sie es sagte, kam mir ihr Angesicht wie verklärt vor; sie weinte; ich weinte, und noch immer kann ich nicht ohne tiefe Rührung daran zurück denken."

In Mathildens Auge drängten sich bey dieser Erzählung Thränen der Rührung; alle ihre Mitschülerinnen fühlten sich ergriffen; alle fingen an, zu weinen. Auch die Vorsteherinn konnte sich der Thränen nicht enthalten. Kinder, sprach sie, als Erneſtine mit Einem Fuße schon im Grabe stand, gedachte sie noch Euer in Liebe; sie freute sich auf jene glückliche Zeit, wo sie euch in besseren Welten wieder sehen und mit euch himmlische Frühlingsfeste feyern würde; was wollet Ihr nun thun?

Erneſtine ſey dieß Mahl die Frühlingsbraut! riefen alle aus

Und feyre als ſolche in unſrer Geſellſchaft zugleich ihr Geneſungsfeſt! ſprach Mathilde.

Es lebe Erneſtine! riefen mehrere Stimmen. Gott hat ſie uns wieder geſchenkt! Gott wollen wir dafür loben und preiſen!

Die Vorſteherinn der Anſtalt erklärte nun, daß bey dem dießjährigen Feſte Erneſtine die Frühlingsbraut ſeyn, und daß Mathilde ſie beſuchen, und ihr dieß im Nahmen ſämmtlicher Schülerinnen anzeigen ſollte.

Dieſen Auftrag übernahm Mathilde mit ſichtbarer Freude, und begab ſich ungeſäumt zu Erneſtinen, um ſie mit dem Vorgefallenen bekannt zu machen. Dieſe wurde durch das, was ſie vernahm, ſehr gerührt. „Ach, ſprach ſie dabey, ihr meint es ſehr gut mit mir! Aber die Ehre, die ihr mir zugedacht habt, verdienſt du, Mathilde, weit mehr als ich. Ich bin nicht ſo gut, als du; aber ich will es zu werden trachten. Du ſollſt mein Muſter ſeyn.“

Mathilde wurde roth dabey. Still! still! sagte sie. Ich habe noch genug Fehler an mir, und du mußt dir ein vollkommneres Muster suchen. Du bist einstimmig zur Frühlingsbraut ausgerufen worden, und alles freut sich, dich am bevorstehenden Feste wieder zu sehen.

Erneſtine drückte Mathilden ans Herz, und bath sie, ihren Mitschülerinnen und der Vorsteherinn alles Liebe von ihr zu melden, und ihnen innigst für die Ehre zu danken, die ihr von ihnen zugedacht wäre; sie würde derselben immer würdiger zu werden suchen.

Nach zwey Wochen wurde das Frühlingsfest wirklich gefeyert. Es war ein schöner, heitrer Tag. Mit Jubel wurde Erneſtine begrüßt, als sie im Kreise ihrer Mitschülerinnen erschien. Einfach, aber lieblich geschmückt, eröffnete sie den Zug nach einem nahen Waldchen, wo ein großes Zelt aufgeschlagen war. Auf dem Wege dahin wurde, in Begleitung einer schönen Musik, folgendes Lied gesungen:

Chor.

Freut euch des Frühlings
Auf neubelebter Flur,
Wallet auf Blumen
In die Natur.

Eine Stimme.

Kein kaltes Lüftchen wehet mehr,
Es blühen Veilchen um uns her,
Es trillert hoch in milder Luft
Die Lerch' ihr holdes Lied.

Chor.

Freut euch des Frühlings ꝛc.

Ein Stimme.

Es blühen auf der grünen Au'
Vergißmeinnichtchen, frisch und blau,
Und Schlüsselblumen, gelb wie Gold,
Entfalten ihren Kelch.

Chor.

Freut euch des Frühlings ꝛc.

Eine Stimme.

Die Sonne strahlt so warm, so rein,
Und alles glänzt von ihrem Schein,

Ihr Morgen- und ihr Abendroth
Schwellt sanft die stille Brust.

Chor.

Freut euch des Frühlings ꝛc.

Eine Stimme.

Das Thal ist grün, die Luft ist mild,
In Wäldern grast das muntre Wild,
Und fernher kommt der Schwalben Chor,
Der langen Störche Schaar.

Chor.

Freut euch des Frühlings ꝛc.

Eine Stimme.

Im dunkelgrünen Fichtenhain,
Da summt so manches Käferlein,
Da murmelt ein Forellenbach
Auf marmorirtem Grund.

Chor.

Freut euch des Frühlings ꝛc.

Eine Stimme.

Das Thal belebt ein sanft Geläut,
Auf Triften ziehen weit und breit
Vergnügte Herden hin und her;
Schön tönt des Hirten Lied!

Chor.

Freut euch des Frühlings ꝛc.

Eine Stimme.

Der Landmann sieht den Frühling nahn,
Und blicket froh die Saaten an,
Und flehet den um ihr Gedeihn,
Der Saaten keimen läßt.

Chor.

Freut euch des Frühlings ꝛc.

Ein Stimme.

So Knab' als Mädchen freuen sich
Der Frühlingssonne, pflücken sich
Violen und Vergißmeinnicht,
Und winden sie zum Strauß.

Chor.

Freut euch des Frühlings ꝛc.

Eine Stimme.

O schön ist es im Lenze, schön,
Wo milde Zephyrs-Lüftchen wehn!
O laßt uns, laßt uns, Arm in Arm,
Die Pracht des Frühlings sehn.

Chor.

Freut euch des Frühlings
Auf neu belebter Flur;
Wallet auf Blumen
In die Natur!

Viele Jugend- und Schulfreunde nahmen auch dießmahl an dem Frühlingsfeste Theil. Die Mädchen zerstreuten sich, pflückten Blumen, und wanden Kränze. Es wurden fröhliche Lieder gesungen, mancherley Spiele vorgenommen, manches heitre, scherzhafte Wort gesprochen. An unschuldigen Neckereyen fehlte es auch nicht, und so verfloß die Zeit sehr schnell und angenehm. Zu Mittag wurde ein stattliches Mahl eingenommen. Ernestine wurde bekränzt, und mußte unter den Mädchen den obersten Platz an der Tafel einnehmen. Kaum hatte sie sich niedergelassen, als eine sanfte Musik erscholl, und die ganze Tischgesellschaft mit sichtbarer Rührung die Strophen sang:

Frühlingsbraut, sey uns willkommen!
Aller Herzen schlagen dir!

Gott hat dich dem Grab entnommen;
Dank dem Höchsten, Dank dafür!

Blühe nun zu Gottes Ruhme
Auf des Lebens Pilgerbahn;
Blühe, gleich der schönsten Blume,
Anmuthsvoll und froh hinan.

Weisheit leite deine Schritte,
Stille Tugend ziere dich,
Und es freu' in unsrer Mitte
Dein Gemüth noch lange sich!

Frühlingsbraut, sey uns willkommen!
Aller Herzen schlagen dir!
Gott hat dich dem Grab entnommen;
Dank dem Höchsten, Dank dafür!

Erneſtine war tief gerührt. Ihre Thränen floſſen. Sie blickte mit frommer Andacht gen Himmel, und dankte Gott im Herzen für ihre Rettung und für dieſen frohen, feſtlichen Tag. Ihre Aeltern waren zugegen, und theil-

ten die Rührung und die dankbaren Gefühle ihrer Tochter. Aller Blicke waren auf die Wiedergenesene gerichtet; aller Herzen wünschten ihr Glück.

Ganz still saß Mathilde da, und schien sich verbergen zu wollen. An der Ehre, die Erneſtinen widerfuhr, nahm sie den herzlichſten Antheil, und der Gedanke, daß sie im Grunde die Urheberinn davon sey, machte ihr eine ſtille, innige Freude. Auch ihr ſollte es dabey nicht an Ehre fehlen. Als ſie das Tellertuch aufhob, erblickte ſie einen ſchönen Blumenſtrauß. Der Zettel, der an demſelben befeſtigt war, zeigte an, daß der Strauß für ſie beſtimmt ſey; auch enthielt er folgende bedeutungsvolle Worte des großen Deutſchen Dichters Klopſtock:

Sich nicht rächen, auch dann nicht, wenn Rache Gerechtigkeit wäre,
Das iſt edel; erhaben iſts, den Beleidiger lieben,
Ihn mit geheimen Wohlthun im Elend erquicken, iſt himmliſch.

Mathilde errieth sogleich, was diese Worte zu bedeuten hatten, und das Bewußtseyn, an Ernestinen wahrhaft edel und großmüthig gehandelt zu haben, that ihrem Herzen sehr wohl.

Während der Mahlzeit verließ die Königinn des Festes ihren Sitz, näherte sich unbemerkt Mathilden, schmückte sie mit einem Veilchenkranze, gab ihr einen herzlichen Kuß, und eilte mit den Worten: „Du Stille, Bescheidene bist die wahre Königinn des Festes!“ davon. Die ganze Tischgesellschaft schien darauf vorbereitet, es begann eine schöne Musik, und man sang:

Veilchen blüht bescheiden;
Doch man liebt es sehr;
Es verbreitet Freuden
Heimlich um sich her.

Blühe, Veilchen, blühe;
Bist des Frühlings Zier;

762888 A

Siehe, Blümchen, siehe,
Alles lächelt dir!

Alles blickt mit Freuden
Auf dich, Veilchen, hin;
Blühe fort bescheiden
Und mit frommen Sinn!

Mathilde blickte verlegen vor sich hin, und schien nicht bemerken zu wollen, daß der Inhalt des Gesanges auf sie Bezug habe. Aber aller Augen waren auf sie gerichtet, und nachdem das Lied gesungen war, kamen viele ihrer Mitschülerinnen zu ihr, und sagten ihr manches freundliche Wort. Auch von den Erwachsenen vernahm sie so manches, was ihr zur Ehre gereichte, und ihrem Herzen sehr wohl that.

Nach Tische schloß sich Ernestine an Mathilden an, und erstieg mit ihr den Gipfel des Hügels, an welchem das Wäldchen lag. Hier drückte sie dieselbe an ihr Herz, und sprach gerührt zu ihr: „Liebe Mathilde, viel, unendlich viel habe ich dir zu danken. Du hast

herzlichen Antheil an meinem Uebelbefinden genommen, und mich während meiner Krankheit so oft und so angenehm unterhalten, getröstet, aufgeheitert und gestärkt. Und all' die Freuden und Ehren, die mir an dem heutigen Tage zu Theil werden, hast Du mir bereitet. Du hast edel an mir gehandelt. Tief hatte ich dich beleidigt und gekränkt; aber du hast es vergessen, und mir Böses mit Gutem vergolten. Statt dich an mir zu rächen, hast du mir wohl gethan. Du Liebe! Gute! nie, nie werde ich dir dieß vergessen. Nimm meinen aufrichtigen, herzlichen Dank dafür! Gott lohne dir die Liebe und Großmuth, die du gegen mich bewiesen hast."

Mehrmahls wollte Mathilde ihre Freundinn unterbrechen; aber diese ließ es nicht zu, und fuhr also fort: „Die Leiden, die mir Gott gesendet hat, sollen nicht ohne Nutzen für mich seyn. Sie haben mich auf mich selbst und auf die Hinfälligkeit alles Irdischen aufmerksam gemacht. Ich bin bisher nicht immer so gut gewesen, als ich hätte seyn sollen. Eitelkeit und

Stolz waren meine Hauptfehler. Ich werde mich vor denselben in Zukunft sorgfältig in Acht nehmen; denn als ich dem Tode nahe war, fühlte ich es tief, wie thöricht es bey der Flüchtigkeit des menschlichen Lebens sey, sich der Eitelkeit und dem Stolze zu überlassen. Sah ich andere mehr geehrt und geliebt als mich, so erwachten in meinen Innern die Gefühle der Mißgunst und des Neides, die mich höchst unglücklich machten. Ich will über mich wachen, daß sie nie wieder mein Herz überwältigen. Dir, gute, liebe Mathilde, will ich ähnlich zu werden suchen. Schenke mir nur deine Liebe und Freundschaft, und du sollst sehen, daß ich mich ernstlich bemühen werde, ihrer würdig zu seyn."

Mathilde küßte Ernestinen auf das herzlichste und sprach, mit Thränen in den Augen, zu ihr: „Du hast zu meinem Lobe all zu viel gesagt. Deine Liebe zu mir hat dich zu Uebertreibungen verleitet. Aber ich danke dir für die gute Gesinnung, die du gegen mich hegst. Mein Herz liebt dich innig, und wird dich im-

mer lieben. Laß uns Freunde bleiben bis in den Tod.“

„Ja, bis in den Tod! versetzte Ernestine, und beyde Mädchen schwammen in Thränen. Es waren Thränen liebevoller Rührung. Der heitre Himmel blickte freundlich auf die guten Kinder herab, und ließ seinen Segen niedersinken auf das Gelübde der Freundschaft, das sie gethan hatten.

Unter heitern Unterhaltungen verging auch der Nachmittag. Als die Sonne sich hinter den fernen Gebirgen niedersenkte, um einer andern Welt zu leuchten, wurde das Zeichen zum Aufbruche nach der Stadt gegeben. Alles versammelte sich in der Nähe des Zeltes und schloß einen Kreis. Die Frühlingsbraut erhielt mehrere Blumengeschenke, und dankte darauf mit wenigen, aber herzlichen Worten für die Beweise von Wohlwollen und Liebe, die sie an diesem Tage erhalten hatte. Man sang ein fröhliches Lied, und kehrte, von Musik begleitet, nach Hause zurück, sehr zufrieden mit alle dem,

was man an diesem Feste gesehen, gehört und genossen hatte.

Den Tag darauf nahm Ernestine wieder zum ersten Mahle Theil an den Lehrstunden. Sie wurde von ihren Mitschülerinnen auf das herzlichste empfangen. Jede suchte ihr gefällig zu seyn, und es begann für sie gleichsam ein neues Leben. Was sie sich vorgenommen und auf dem Hügel unter Gottes freyem Himmel gelobt hatte, das hielt sie auch. Sie war aufmerksam auf sich, und so oft sich in ihrem Innersten eine unedle, tadelhafte Neigung und Empfindung zu regen anfing, unterdrückte sie dieselbe augenblicklich. Man bemerkte an ihr nichts mehr, was man Eitelkeit und Stolz zu nennen pflegt; sie war vielmehr ein Muster stiller Demuth und Bescheidenheit. Sah sie andere froh und glücklich, so empfand sie darüber nicht Mißvergnügen, sondern freute sich darüber, und ergriff jede Gelegenheit, bey der sie andern nützen und zu ihrem Glücke etwas beytragen konnte, mit dem größten Vergnügen. Alle ihre Mitschülerinnen bemerkten es bald,

welche vortheilhafte Veränderung mit ihr vorgegangen sey, und waren ihr mit ganzer Seele zugethan.

Mit Mathilden unterhielt Erneſtine fortwährend die engſte Freundſchaft. Sie waren faſt täglich beyſammen; arbeiteten mit einander um die Wette; ermunterten ſich gegenſeitig zum Guten; theilten Leid und Freud' mit einander, und wurden einander mit jedem Tage unentbehrlicher. Es hielt nun ſchwer, zu entſcheiden, welche von ihnen den Vorzug und mehr Liebe verdiene. So lange ſie mit einander die Lehranſtalt beſuchten, wechſelten ſie von Jahr zu Jahr mit der Ehre, welche dießmahl Erneſtinen am Frühlingsfeſte zu Theil geworden war.

Die zwey Freundinnen blühten fröhlich zu edlen Jungfrauen empor. In ihrem Wohnorte wurden ſie allgemein die zwey Roſen genannt, und von jedermann geliebt. Beyde wurden in einem Jahre die Gattinnen vortrefflicher Männer, und lebten zufrieden und glücklich ihre Tage dahin. Ihre gegenſeitige Freundſchaft und

Liebe endigte nur der Tod. Als sie starben, wurden sie allgemein beklagt und beweint, und noch immer erinnert man sich an sie mit Achtung und Liebe. Denn wahre Tugend stirbt auch im Tode nicht, und wer hienieden edel dachte und handelte, lebt und wirkt auf Erden auch dann noch fort, wenn das, was irdisch an ihm war, schon längst zu Staub und Asche geworden ist.

III.

Einige Aussprüche der sieben Weisen Griechenlands.

Sieben Männer waren es vorzüglich, die von den Griechen als besonders weise verehrt, und deren Aussprüche als göttliche Orakelsprüche angesehen wurden. Sie sind unter dem Nahmen der sieben Weisen Griechenlands bekannt, und heißen: Thales von Milet, Bias von Priene, Pittacus von Mytilene, Solon von Athen, Cleobolus von Lindo, Chilon, ein Lacedämonier, und Periander, ein Corinthier.

Einige ihrer Sinn- und Denksprüche theilen wir den jungen Lesern zum Nachdenken und zur Beherzigung mit.

1. Thales.

Auf die Frage, was schwer sey? antwortete dieser Weise: die Kenntniß seiner selbst, und als man ihn fragte, was denn leicht wäre? gab er zur Antwort: einen andern tadeln.

Auf die Frage, wen er für wahrhaft glücklich halte? antwortete Thales: „Jenen, der bey einem gesunden Körper ein tugendhaftes, durch die freyen Künste gut ausgebildetes Gemüth besitzt.“

Mächtiger ist nichts als die Noth; denn sie verschafft alles.

Schneller ist nichts als des Menschen Geist; denn in der kürzesten Zeit durchläuft er die entferntesten Gegenden.

Nichts ist schöner als die Welt; denn sie ist Gottes Werk.

Uebereile dich nicht im Versprechen.

Verachte keinen Unglücklichen, damit die göttliche Rache nicht auch dich ergreife und quäle.

Wie wir am besten und untadelhaftesten leben können? — Wenn wir das, was wir an andern tadeln, nicht selbst begehen.

Schminke dich nicht; gute Lebensart und gute Sitten bilden dich zu einem ehrbaren und schönen Menschen.

Jenes Gemeinwesen ist gut bestellt, wo die Bürger durch Reichthum nicht übermüthig geworden sind, noch durch Armuth danieder gedrückt werden.

Dem Fürsten erweise die ihm gebührende Ehre.

Einen leichtsinnigen, geschwätzigen Mann jage zu deinem Hause hinaus.

---

2. Bias.

Von Gott sprich allezeit so, wie es die göttliche Majestät verdient.

Höre viel, rede wenig.

Alles, was du nur immer in diesem Leben Gutes gethan und geleistet hast, verdanke Gott.

Als Bias einmahl von einem Gottlosen gefragt wurde, was denn eigentlich die Frömmigkeit sey? schwieg er ganz still, und als er von demselben wiederhohlt um die Ursache seines Stillschweigens gefragt wurde, gab er ihm zur Antwort: „weil du mich um etwas fragst, was dich nicht angeht.“

Die, die in Schiffen auf dem Meere herumirren, rechnet man weder unter die Todten, noch unter die Lebendigen.

Was im Leben ohne Furcht sey? — Ein gutes Gewissen.

Dein Betragen sey weder zu leicht, noch zu steif.

Gute Menschen werden leicht betrogen.

Eile nicht zu sehr, wenn du etwas unternehmen willst, aber hast du es einmahl angefangen, so vollende es standhaft.

Empfehle nie einen unwürdigen Mann.

Sey im Reden nicht voreilig, denn dieß verräth einen unbescheidnen Mann.

Wahrhaft unglücklich ist der, der das miß-

günstigste Glück nicht ohne Gemüthsverwirrung zu ertragen vermag.

Der ist reich, der nichts verlangt, derjenige arm, der geitzig ist.

Was ist den Albernen eigen? Schaden zu wollen, wo sie nicht können.

3. Pittacus.

Vor allem ehre Gott inbrünstig.

Ehre deine Aeltern, und schäme dich nicht, ihnen alle Gattungen von Diensten mit gröster Bereitwilligkeit zu leisten.

Ein verständiger Mann muß Gefahren vorhersehen, ehe sie ausbrechen; ein starker aber muß die eingetretenen Uebel mit Geistesgegenwart und einem unerschütterten Gemüthe ertragen.

Hast du im Sinne, etwas Großes zu unternehmen, so entdecke es vorher niemanden, damit du dich nicht dem Gelächter aussetzest, wenn dein Vorhaben durch wichtige Dinge vereitelt wird.

Aus deinen Reden leuchte Wahrheit und Glaube hervor; aus deinen Handlungen aber Erfahrenheit, Geschicklichkeit, guter Wille und Emsigkeit.

Das Beste im Leben ist, wenn man mit dem Gegenwärtigen vorlieb nimmt.

Wenn du für jemand Bürge stehst, bist du dem Unglücke nahe.

Eine traurige Unthätigkeit und eine verderbliche Unmäßigkeit ist eine elende Lage; aber das Unerträglichste ist Mangel an Wissenschaft.

Wenn ein Trunkener ein Verbrechen begeht, so sollte er doppelt bestraft werden, damit hiedurch die andern lernen, bey reichen Gastmahlen sich vor dem Rausche zu hüthen.

Jene Stadt ist am besten daran, in welcher bösen, verruchten Männern der Zutritt zum Gemeinwesen versagt ist.

Bey jener Familie herrscht die beste Ordnung, welche nichts Ueberflüssiges braucht, und mit dem Nöthigen hinlänglich versehen ist.

4. Solon.

Ehre die Tugend.

Ehre Gott, und lerne einsehen, was gerecht ist.

Bey deinen Geschäften berathschlage dich mit dem göttlichen Willen, wie mit einem Orakel.

Ehre deine Aeltern. Wer diese nicht ernährt und mit allem Nothwendigen unterstützt, wird sein Glück verlieren, und ruhmlos seine ganze Lebenszeit zubringen.

Gewöhne dich nicht an das Schwören.

Rede nie Unwahrheit, sondern sage die Sache heraus, wie sie ist.

Um Glauben zu erwerben, gilt ein tugendhafter Lebenswandel mehr, als ein Eidschwur.

Bey allen deinen Geschäften laß dich von der Vernunft leiten.

Schwatze nicht leichtsinnig aus, was du weißt.

Als Solon bey einer Trinkgesellschaft, bey der er ganz stille war, von Periander befragt wurde, ob er nichts zu reden wisse, oder aus Albernheit so still sey? antwortete er: „Wann hat jemahls ein alberner Mensch beym Zechtische schweigen können?“

Schenke nicht sogleich einem jeden dein innerstes Zutrauen; aber hast du dir einmahl jemanden zum Vertrauten gewählt, so verstoße ihn nicht leichtsinnig wieder.

Uebergroßer Reichthum macht satt, die Sattheit aber erzeugt den Uebermuth.

Den Todten soll niemand Uebles wünschen.

Ehe du zu herrschen begehrst, lerne andern gehorchen, denn niemand herrscht gut, als der, welcher vorher die Befehle andrer befolgen gelernt hat.

Das Volk leite dahin, daß es nicht das Süßeste, sondern das Beste wähle.

Jenes Gemeinwesen ist am besten bestellt, wo die Bürger der Obrigkeit willig, und die Obrigkeit den Gesetzen standhaft gehorcht

Sey gelassen und gütig gegen deine Hausgenossen.

Da Solon befragt wurde, warum er kein Strafgesetz für den Vatermord gemacht habe? antwortete er: „Weil ich nicht glaube, daß ein so empörendes Verbrechen in einem Gemeinwesen vorkommen könne.“

4. Cleobolus.

Deine Geisteskraft verwende nur auf anständige, tugendhafte Dinge.

Höre lieber viele andere, als daß du selbst viel redest.

Thue andern nicht, was du nicht willst, daß es dir geschehe.

Verachte keinen, der an Alter, an Gelehrsamkeit, oder an Reichthümern geringer ist als du.

In jener Gemeinde lebt man glücklich, wo die Bürger mehr aus Furcht vor Schande, als aus Furcht vor Gesetzen und Strafen ihre Pflichten erfüllen.

Wer für vorsichtig und weise gehalten werden will, wird gewiß alles eitle Wortgepränge verachten.

Die Abwechslungen des Glücks lerne mit gelaßnem Gemüthe ertragen.

Ist dir das Glück günstig, so sey nicht stolz; bey Unfällen aber laß den Muth nicht sinken.

Vergiß niemahls den, der dir etwas Gutes erwiesen hat.

So wie keiner, der in einem mit Gold beladeten Schiffe fährt, sich gern versenken lassen mag: so wird sich auch niemand gern in einem prachtvollen, glänzenden Hause aufhalten, wo er seine Lebenstage in großer Gefahr und schwermüthig zubringen muß.

6. Chilon.

Als man diesen Weisen fragte, womit sich wohl Jupiter beschäftige, antwortete er: „Er demüthigt die Stolzen, und erhebt die Niedrigen.“

Vor einem grauen Kopfe stehe auf, und ehre die Person der Alten.

Hasse alle Verleumdungen.

Jeder sehe vorher auf sich und die Seinigen, dann auf andere.

Das Schwerste ist, sich selbst kennen; denn ein jeder traut sich, durch Eigenliebe verblendet, mehr zu als er besitzt.

Der Probierstein zeigt, ob das Gold ächt oder verfälscht sey; das Gold aber zeigt, wie eines jeden Herz beschaffen ist.

Rede nicht, bevor du überlegst, was du reden willst.

Halte deine Zunge im Zaume, besonders bey Gastmahlen.

Einem Todten rede nicht übel nach, preise ihn vielmehr glücklich, daß er von aller Mühseligkeit des Lebens frey ist.

Meide die, die sich mit unanständigen Dingen beschäftigen.

Besuche lieber einen unglücklichen, als glücklichen Freund.

Spotte des Unglücklichen nicht; denn sein Schicksal kann uns alle treffen.

Ziehe Verlust einem schändlichen Gewinne vor; denn Verlust verursacht einen kurzen Schmerz, ein schändlicher Gewinn aber eine fortdauernde innerliche Qual.

Wenn dich auch alles verläßt, so hüthe dich doch, daß du keinen Haß gegen andere zeigest.

7. Periander.

Durchforsche alles, und übe dich in allem.

Der guten Hoffnung entsage nie.

Erinnere dich, daß du sterblich bist.

Mit Weisen pfleze Umgang.

Rede die Wahrheit.

Richte deine Lebensart so ein, daß du nichts zulässest, was deiner und deiner Voraltern unwürdig ist.

Ehre das Alter.

Was das Größte in der geringsten Sache sey? Die Weisheit im menschlichen Körper.

Unternimm nicht heute etwas, deſſen es dich morgen reuen wird.

Opfre dein Leben für das Vaterland.

Vor ſchmeichleriſchen Reden hüthe dich.

Den armen Freund ſchätze nicht geringer als den reichen.

Ehre die, die ſich um dich verdient gemacht haben.

Wohlthaten erwiedere.

Vor Schmähworten hüthe dich.

Lebe ſo, daß dich jedermann lobe, und daß, wenn du ſtirbſt, dich alle als ſelig ausrufen.

Stehſt du in Ehren, ſo hüthe dich vor dem Stolze.

Dem Fürſten bezeige alle Hochachtung.

Halte, was du einmahl bedungen, oder verſprochen haſt.

Im Glücke betrage dich beſcheiden, im Unglücke gelaſſen.

Die alten Geſetze und die friſchen Speiſen halte für die beſten.

Gehorche der Obrigkeit.

Jenes Gemeinwesen ist am besten bestellt, wo die Tugend am meisten geschätzt, das Laster dagegen auf das äußerste verachtet wird.

Wer da will, daß sein Reich beständig seyn und fest stehen soll, muß trachten, das Volk mehr durch Herzensgüte, als durch Gewalt und Waffen an sich zu ziehen.

Kinder von guten, edeldenkenden Aeltern nimm in deinen Schutz.

IV.

Naturhistorische Unterhaltungen. *)

(Fortsetzung.)

Unter den Säugethieren verdienen diejenigen, die in die dritte Ordnung gehören, und Raubthiere genannt werden, eine besondere Aufmerksamkeit. Sie haben meistens sechs spitzige Vorderzähne in beyden Kinnladen, einen kegelförmigen, etwas gekrümmten Eckzahn, hinter welchem bey einigen noch kleinere Seitenzähne stehen, und Backenzähne, welche fast alle schmal sind, und eine oder mehrere Spitzen haben. Ihre Füße sind mit spitzigen Krallen versehen.

*) Nach Bechstein.

Aus deinen Reden leuchte Wahrheit und Glaube hervor; aus deinen Handlungen aber Erfahrenheit, Geschicklichkeit, guter Wille und Emsigkeit.

Das Beste im Leben ist, wenn man mit dem Gegenwärtigen vorlieb nimmt.

Wenn du für jemand Bürge stehst, bist du dem Unglücke nahe.

Eine traurige Unthätigkeit und eine verderbliche Unmäßigkeit ist eine elende Lage; aber das Unerträglichste ist Mangel an Wissenschaft.

Wenn ein Trunkener ein Verbrechen begeht, so sollte er doppelt bestraft werden, damit hiedurch die andern lernen, bey reichen Gastmahlen sich vor dem Rausche zu hüthen.

Jene Stadt ist am besten daran, in welcher bösen, verruchten Männern der Zutritt zum Gemeinwesen versagt ist.

Bey jener Familie herrscht die beste Ordnung, welche nichts Ueberflüssiges braucht, und mit dem Nöthigen hinlänglich versehen ist.

4. Solon.

Ehre die Tugend.

Ehre Gott, und lerne einsehen, was gerecht ist.

Bey deinen Geschäften berathschlage dich mit dem göttlichen Willen, wie mit einem Orakel.

Ehre deine Aeltern. Wer diese nicht ernährt und mit allem Nothwendigen unterstützt, wird sein Glück verlieren, und ruhmlos seine ganze Lebenszeit zubringen.

Gewöhne dich nicht an das Schwören.

Rede nie Unwahrheit, sondern sage die Sache heraus, wie sie ist.

Um Glauben zu erwerben, gilt ein tugendhafter Lebenswandel mehr, als ein Eidschwur.

Bey allen deinen Geschäften laß dich von der Vernunft leiten.

Schwatze nicht leichtsinnig aus, was du weißt.

Als Solon bey einer Trinkgesellschaft, bey der er ganz stille war, von Periander befragt wurde, ob er nichts zu reden wisse, oder aus Albernheit so still sey? antwortete er: „Wann hat jemahls ein alberner Mensch beym Zechtische schweigen können?“

Schenke nicht sogleich einem jeden dein innerstes Zutrauen; aber hast du dir einmahl jemanden zum Vertrauten gewählt, so verstoße ihn nicht leichtsinnig wieder.

Uebergroßer Reichthum macht satt, die Sattheit aber erzeugt den Uebermuth.

Den Todten soll niemand Uebles wünschen.

Ehe du zu herrschen begehrst, lerne andern gehorchen, denn niemand herrscht gut, als der, welcher vorher die Befehle andrer befolgen gelernt hat.

Das Volk leite dahin, daß es nicht das Süßeste, sondern das Beste wähle.

Jenes Gemeinwesen ist am besten bestellt, wo die Bürger der Obrigkeit willig, und die Obrigkeit den Gesetzen standhaft gehorcht

Sey gelassen und gütig gegen deine Hausgenossen.

Da Solon befragt wurde, warum er kein Strafgesetz für den Vatermord gemacht habe? antwortete er: „Weil ich nicht glaube, daß ein so empörendes Verbrechen in einem Gemeinwesen vorkommen könne.“

4. Cleobolus.

Deine Geisteskraft verwende nur auf anständige, tugendhafte Dinge.

Höre lieber viele andere, als daß du selbst viel redest.

Thue andern nicht, was du nicht willst, daß es dir geschehe.

Verachte keinen, der an Alter, an Gelehrsamkeit, oder an Reichthümern geringer ist als du.

In jener Gemeinde lebt man glücklich, wo die Bürger mehr aus Furcht vor Schande, als aus Furcht vor Gesetzen und Strafen ihre Pflichten erfüllen.

Wer für vorsichtig und weise gehalten werden will, wird gewiß alles eitle Wortgepränge verachten.

Die Abwechslungen des Glücks lerne mit gelaßnem Gemüthe ertragen.

Ist dir das Glück günstig, so sey nicht stolz; bey Unfällen aber laß den Muth nicht sinken.

Vergiß niemahls den, der dir etwas Gutes erwiesen hat.

So wie keiner, der in einem mit Gold belasteten Schiffe fährt, sich gern versenken lassen mag: so wird sich auch niemand gern in einem prachtvollen, glänzenden Hause aufhalten, wo er seine Lebenstage in großer Gefahr und schwermüthig zubringen muß.

6. Chilon.

Als man diesen Weisen fragte, womit sich wohl Jupiter beschäftige, antwortete er: „Er demüthigt die Stolzen, und erhebt die Niedrigen."

Vor einem grauen Kopfe stehe auf, und ehre die Person der Alten.

Hasse alle Verleumdungen.

Jeder sehe vorher auf sich und die Seinigen, dann auf andere.

Das Schwerste ist, sich selbst kennen; denn ein jeder traut sich, durch Eigenliebe verblendet, mehr zu als er besitzt.

Der Probierstein zeigt, ob das Gold ächt oder verfälscht sey; das Gold aber zeigt, wie eines jeden Herz beschaffen ist.

Rede nicht, bevor du überlegst, was du reden willst.

Halte deine Zunge im Zaume, besonders bey Gastmahlen.

Einem Todten rede nicht übel nach, preise ihn vielmehr glücklich, daß er von aller Mühseligkeit des Lebens frey ist.

Meide die, die sich mit unanständigen Dingen beschäftigen.

Besuche lieber einen unglücklichen, als glücklichen Freund.

Spotte des Unglücklichen nicht; denn sein Schicksal kann uns alle treffen.

Ziehe Verlust einem schändlichen Gewinne vor; denn Verlust verursacht einen kurzen Schmerz, ein schändlicher Gewinn aber eine fortdauernde innerliche Qual.

Wenn dich auch alles verläßt, so hüthe dich doch, daß du keinen Haß gegen anders zeigest.

7. Periander.

Durchforsche alles, und übe dich in allem.

Der guten Hoffnung entsage nie.

Erinnere dich, daß du sterblich bist.

Mit Weisen pfleze Umgang.

Rede die Wahrheit.

Richte deine Lebensart so ein, daß du nichts zulässest, was deiner und deiner Voraltern unwürdig ist.

Ehre das Alter.

Was das Größte in der geringsten Sache sey? Die Weisheit im menschlichen Körper.

Unternimm nicht heute etwas, deſſen es dich morgen reuen wird.

Opfre dein Leben für das Vaterland.

Vor ſchmeichleriſchen Reden hüthe dich.

Den armen Freund ſchätze nicht geringer als den reichen.

Ehre die, die ſich um dich verdient gemacht haben.

Wohlthaten erwiedere.

Vor Schmähworten hüthe dich.

Lebe ſo, daß dich jedermann lobe, und daß, wenn du ſtirbſt, dich alle als ſelig ausrufen.

Stehſt du in Ehren, ſo hüthe dich vor dem Stolze.

Dem Fürſten bezeige alle Hochachtung.

Halte, was du einmahl bedungen, oder verſprochen haſt.

Im Glücke betrage dich beſcheiden, im Unglücke gelaſſen.

Die alten Geſetze und die friſchen Speiſen halte für die beſten.

Gehorche der Obrigkeit.

Aus deinen Reden leuchte Wahrheit und Glaube hervor; aus deinen Handlungen aber Erfahrenheit, Geschicklichkeit, guter Wille und Emsigkeit.

Das Beste im Leben ist, wenn man mit dem Gegenwärtigen vorlieb nimmt.

Wenn du für jemand Bürge stehst, bist du dem Unglücke nahe.

Eine traurige Unthätigkeit und eine verderbliche Unmäßigkeit ist eine elende Lage; aber das Unerträglichste ist Mangel an Wissenschaft.

Wenn ein Trunkener ein Verbrechen begeht, so sollte er doppelt bestraft werden, damit hiedurch die andern lernen, bey reichen Gastmahlen sich vor dem Rausche zu hüthen.

Jene Stadt ist am besten daran, in welcher bösen, verruchten Männern der Zutritt zum Gemeinwesen versagt ist.

Bey jener Familie herrscht die beste Ordnung, welche nichts Ueberflüssiges braucht, und mit dem Nöthigen hinlänglich versehen ist.

4. Solon.

Ehre die Tugend.

Ehre Gott, und lerne einsehen, was gerecht ist.

Bey deinen Geschäften berathschlage dich mit dem göttlichen Willen, wie mit einem Orakel.

Ehre deine Aeltern. Wer diese nicht ernährt und mit allem Nothwendigen unterstützt, wird sein Glück verlieren, und ruhmlos seine ganze Lebenszeit zubringen.

Gewöhne dich nicht an das Schwören.

Rede nie Unwahrheit, sondern sage die Sache heraus, wie sie ist.

Um Glauben zu erwerben, gilt ein tugendhafter Lebenswandel mehr, als ein Eidschwur.

Bey allen deinen Geschäften laß dich von der Vernunft leiten.

Schwatze nicht leichtsinnig aus, was du weißt.

Liebe endigte nur der Tod. Als sie starben, wurden sie allgemein beklagt und beweint, und noch immer erinnert man sich an sie mit Achtung und Liebe. Denn wahre Tugend stirbt auch im Tode nicht, und wer hienieden edel dachte und handelte, lebt und wirkt auf Erden auch dann noch fort, wenn das, was irdisch an ihm war, schon längst zu Staub und Asche geworden ist.

III.

Einige Aussprüche der sieben Weisen Griechenlands.

Sieben Männer waren es vorzüglich, die von den Griechen als besonders weise verehrt, und deren Aussprüche als göttliche Orakelsprüche angesehen wurden. Sie sind unter dem Nahmen der sieben Weisen Griechenlands bekannt, und heißen: Thales von Milet, Bias von Priene, Pittacus von Mytilene, Solon von Athen, Cleobolus von Lindo, Chilon, ein Lacedämonier, und Periander, ein Corinthier.

Einige ihrer Sinn- und Denksprüche theilen wir den jungen Lesern zum Nachdenken und zur Beherzigung mit.

1. Thales.

Auf die Frage, was schwer sey? antwortete dieser Weise: die Kenntniß seiner selbst, und als man ihn fragte, was denn leicht wäre? gab er zur Antwort: einen andern tadeln.

Auf die Frage, wen er für wahrhaft glücklich halte? antwortete Thales: „Jenen, der bey einem gesunden Körper ein tugendhaftes, durch die freyen Künste gut ausgebildetes Gemüth besitzt.“

Mächtiger ist nichts als die Noth; denn sie verschafft alles.

Schneller ist nichts als des Menschen Geist; denn in der kürzesten Zeit durchläuft er die entferntesten Gegenden.

Nichts ist schöner als die Welt; denn sie ist Gottes Werk.

Uebereile dich nicht im Versprechen.

Verachte keinen Unglücklichen, damit die göttliche Rache nicht auch dich ergreife und quäle.

Wie wir am besten und untadelhaftesten leben können? — Wenn wir das, was wir an andern tadeln, nicht selbst begehen.

Schminke dich nicht; gute Lebensart und gute Sitten bilden dich zu einem ehrbaren und schönen Menschen.

Jenes Gemeinwesen ist gut bestellt, wo die Bürger durch Reichthum nicht übermüthig geworden sind, noch durch Armuth danieder gedrückt werden.

Dem Fürsten erweise die ihm gebührende Ehre.

Einen leichtsinnigen, geschwätzigen Mann jage zu deinem Hause hinaus.

2. Bias.

Von Gott sprich allezeit so, wie es die göttliche Majestät verdient.

Höre viel, rede wenig.

Alles, was du nur immer in diesem Leben Gutes gethan und geleistet hast, verdanke Gott.

Als Bias einmahl von einem Gottlosen gefragt wurde, was denn eigentlich die Frömmigkeit sey? schwieg er ganz still, und als er von demselben wiederhohlt um die Ursache seines Stillschweigens gefragt wurde, gab er ihm zur Antwort: „weil du mich um etwas fragst, was dich nicht angeht.“

Die, die in Schiffen auf dem Meere herumirren, rechnet man weder unter die Todten, noch unter die Lebendigen.

Was im Leben ohne Furcht sey? — Ein gutes Gewissen.

Dein Betragen sey weder zu leicht, noch zu steif.

Gute Menschen werden leicht betrogen.

Eile nicht zu sehr, wenn du etwas unternehmen willst, aber hast du es einmahl angefangen, so vollende es standhaft.

Empfehle nie einen unwürdigen Mann.

Sey im Reden nicht voreilig, denn dieß verräth einen unbescheidnen Mann.

Wahrhaft unglücklich ist der, der das mis-

günstigste Glück nicht ohne Gemüthsverwirrung zu ertragen vermag.

Der ist reich, der nichts verlangt, derjenige arm, der geitzig ist.

Was ist den Albernen eigen? Schaden zu wollen, wo sie nicht können.

3. Pittacus.

Vor allem ehre Gott inbrünstig.

Ehre deine Aeltern, und schäme dich nicht, ihnen alle Gattungen von Diensten mit größter Bereitwilligkeit zu leisten.

Ein verständiger Mann muß Gefahren vorhersehen, ehe sie ausbrechen; ein starker aber muß die eingetretenen Uebel mit Geistesgegenwart und einem unerschütterten Gemüthe ertragen.

Hast du im Sinne, etwas Großes zu unternehmen, so entdecke es vorher niemanden, damit du dich nicht dem Gelächter aussetzest, wenn dein Vorhaben durch wichtige Dinge vereitelt wird.

Aus deinen Reden leuchte Wahrheit und Glaube hervor; aus deinen Handlungen aber Erfahrenheit, Geschicklichkeit, guter Wille und Emsigkeit.

Das Beste im Leben ist, wenn man mit dem Gegenwärtigen vorlieb nimmt.

Wenn du für jemand Bürge stehst, bist du dem Unglücke nahe.

Eine traurige Unthätigkeit und eine verderbliche Unmäßigkeit ist eine elende Lage; aber das Unerträglichste ist Mangel an Wissenschaft.

Wenn ein Trunkener ein Verbrechen begeht, so sollte er doppelt bestraft werden, damit hiedurch die andern lernen, bey reichen Gastmahlen sich vor dem Rausche zu hüthen.

Jene Stadt ist am besten daran, in welcher bösen, verruchten Männern der Zutritt zum Gemeinwesen versagt ist.

Bey jener Familie herrscht die beste Ordnung, welche nichts Ueberflüssiges braucht, und mit dem Nöthigen hinlänglich versehen ist.

4. Solon.

Ehre die Tugend.

Ehre Gott, und lerne einsehen, was gerecht ist.

Bey deinen Geschäften berathschlage dich mit dem göttlichen Willen, wie mit einem Orakel.

Ehre deine Aeltern. Wer diese nicht ernährt und mit allem Nothwendigen unterstützt, wird sein Glück verlieren, und ruhmlos seine ganze Lebenszeit zubringen.

Gewöhne dich nicht an das Schwören.

Rede nie Unwahrheit, sondern sage die Sache heraus, wie sie ist.

Um Glauben zu erwerben, gilt ein tugendhafter Lebenswandel mehr, als ein Eidschwur.

Bey allen deinen Geschäften laß dich von der Vernunft leiten.

Schwatze nicht leichtsinnig aus, was du weißt.

Als Solon bey einer Trinkgesellschaft, bey der er ganz stille war, von Periander befragt wurde, ob er nichts zu reden wisse, oder aus Albernheit so still sey? antwortete er: „Wann hat jemahls ein alberner Mensch beym Zechtische schweigen können?“

Schenke nicht sogleich einem jeden dein innerstes Zutrauen; aber hast du dir einmahl jemanden zum Vertrauten gewählt, so verstoße ihn nicht leichtsinnig wieder.

Uebergroßer Reichthum macht satt, die Sattheit aber erzeugt den Uebermuth.

Den Todten soll niemand Uebles wünschen.

Ehe du zu herrschen begehrst, lerne andern gehorchen, denn niemand herrscht gut, als der, welcher vorher die Befehle andrer befolgen gelernt hat.

Das Volk leite dahin, daß es nicht das Süßeste, sondern das Beste wähle.

Jenes Gemeinwesen ist am besten bestellt, wo die Bürger der Obrigkeit willig, und die Obrigkeit den Gesetzen standhaft gehorcht

Sey gelassen und gütig gegen deine Hausgenossen.

Da Solon befragt wurde, warum er kein Strafgesetz für den Vatermord gemacht habe? antwortete er: „Weil ich nicht glaube, daß ein so empörendes Verbrechen in einem Gemeinwesen vorkommen könne.“

4. Cleobolus.

Deine Geisteskraft verwende nur auf anständige, tugendhafte Dinge.

Höre lieber viele andere, als daß du selbst viel redest.

Thue andern nicht, was du nicht willst, daß es dir geschehe.

Verachte keinen, der an Alter, an Gelehrsamkeit, oder an Reichthümern geringer ist als du.

In jener Gemeinde lebt man glücklich, wo die Bürger mehr aus Furcht vor Schande, als aus Furcht vor Gesetzen und Strafen ihre Pflichten erfüllen.

Wer für vorsichtig und weise gehalten werden will, wird gewiß alles eitle Wortgepränge verachten.

Die Abwechslungen des Glücks lerne mit gelaßnem Gemüthe ertragen.

Ist dir das Glück günstig, so sey nicht stolz; bey Unfällen aber laß den Muth nicht sinken.

Vergiß niemahls den, der dir etwas Gutes erwiesen hat.

So wie keiner, der in einem mit Gold beladeten Schiffe fährt, sich gern versenken lassen mag: so wird sich auch niemand gern in einem prachtvollen, glänzenden Hause aufhalten, wo er seine Lebenstage in großer Gefahr und schwermüthig zubringen muß.

6. Chilon.

Als man diesen Weisen fragte, womit sich wohl Jupiter beschäftige, antwortete er: „Er demüthigt die Stolzen, und erhebt die Niedrigen.“

Vor einem grauen Kopfe stehe auf, und ehre die Person der Alten.

Hasse alle Verleumdungen.

Jeder sehe vorher auf sich und die Seinigen, dann auf andere.

Das Schwerste ist, sich selbst kennen; denn ein jeder traut sich, durch Eigenliebe verblendet, mehr zu als er besitzt.

Der Probierstein zeigt, ob das Gold ächt oder verfälscht sey; das Gold aber zeigt, wie eines jeden Herz beschaffen ist.

Rede nicht, bevor du überlegst, was du reden willst.

Halte deine Zunge im Zaume, besonders bey Gastmahlen.

Einem Todten rede nicht übel nach, preise ihn vielmehr glücklich, daß er von aller Mühseligkeit des Lebens frey ist.

Meide die, die sich mit unanständigen Dingen beschäftigen.

Besuche lieber einen unglücklichen, als glücklichen Freund.

Spotte des Unglücklichen nicht; denn sein Schicksal kann uns alle treffen.

Ziehe Verlust einem schändlichen Gewinne vor; denn Verlust verursacht einen kurzen Schmerz, ein schändlicher Gewinn aber eine fortdauernde innerliche Qual.

Wenn dich auch alles verläßt, so hüthe dich doch, daß du keinen Haß gegen andere zeigest.

7. Periander.

Durchforsche alles, und übe dich in allem.

Der guten Hoffnung entsage nie.

Erinnere dich, daß du sterblich bist.

Mit Weisen pflege Umgang.

Rede die Wahrheit.

Richte deine Lebensart so ein, daß du nichts zulässest, was deiner und deiner Vorältern unwürdig ist.

Ehre das Alter.

Was das Größte in der geringsten Sache sey? Die Weisheit im menschlichen Körper.

Unternimm nicht heute etwas, deſſen es dich morgen reuen wird.

Opfre dein Leben für das Vaterland.

Vor ſchmeichleriſchen Reden hüthe dich.

Den armen Freund ſchätze nicht geringer als den reichen.

Ehre die, die ſich um dich verdient gemacht haben.

Wohlthaten erwiedere.

Vor Schmähworten hüthe dich.

Lebe ſo, daß dich jedermann lobe, und daß, wenn du ſtirbſt, dich alle als ſelig ausrufen.

Stehſt du in Ehren, ſo hüthe dich vor dem Stolze.

Dem Fürſten bezeige alle Hochachtung.

Halte, was du einmahl bedungen, oder verſprochen haſt.

Im Glücke betrage dich beſcheiden, im Unglücke gelaſſen.

Die alten Geſetze und die friſchen Speiſen halte für die beſten.

Gehorche der Obrigkeit.

Jenes Gemeinwesen ist am besten bestellt, wo die Tugend am meisten geschätzt, das Laster dagegen auf das äußerste verachtet wird.

Wer da will, daß sein Reich beständig seyn und fest stehen soll, muß trachten, das Volk mehr durch Herzensgüte, als durch Gewalt und Waffen an sich zu ziehen.

Kinder von guten, edeldenkenden Aeltern nimm in deinen Schutz.

IV.

Naturhiſtoriſche Unterhaltungen. *)

(Fortſetzung.)

Unter den Säugethieren verdienen diejenigen, die in die dritte Ordnung gehören, und Raubthiere genannt werden, eine beſondere Aufmerkſamkeit. Sie haben meiſtens ſechs ſpitzige Vorderzähne in beyden Kinnladen, einen kegelförmigen, etwas gekrümmten Eckzahn, hinter welchem bey einigen noch kleinere Seitenzähne ſtehen, und Backenzähne, welche faſt alle ſchmal ſind, und eine oder mehrere Spitzen haben. Ihre Füße ſind mit ſpitzigen Krallen verſehen.

*) Nach Bechſtein.

Nicht alle Thiere, welche in diese Ordnung gehören, sind dem Menschen oder den größeren Thieren furchtbar; aber fast alle derselben nähren sich doch vom Raube der letzteren, deren sie sich mittelst ihres scharfen Gebisses oder ihrer Krallen zu bemächtigen suchen. Einige genießen zugleich auch manches aus dem Pflanzenreiche.

Die meisten Raubthiere halten sich auf der Erde im Trocknen auf; doch gibt es auch einige unter ihnen, welche sich in die Erde eingraben, andere, welche sich abwechselnd, bald auf dem Lande, bald im Wasser aufhalten. Die merkwürdigsten sollen nun kurz beschrieben werden.

Der Seehund, auch gemeine Robbe und Seekalb genannt, hält sich in den nördlichen Meeren auf, wird aber auch bisweilen in der Ostsee und an den Küsten Deutschlands gefangen. In vielen Apotheken und Materialisten-Gewölben sieht man ihn ausgestopft als Zierath hängen. Er wird oft sechs Fuß lang, und gleicht an Größe einem mittelmäßigen Kalbe. Sein Kopf ist dem Kopfe eines kurzschnau-

sigen Pudels nicht unähnlich, und daher sein Nahme. An äußern Ohren fehlt es ihm ganz. Dick, aufgeschwollen und runzlich ist sein Hals, der Leib dick und kegelförmig, seine Stimme bellend. Seine dicht am Kopfe liegenden Vorderfüße sind kurz und mit fünf Zehen von ungleicher Länge mit langen Klauen versehen. Die Hinterfüße und der kurze, platte Schwanz desselben machen Ein Stück aus. Alle vier Füße sind mit einer lederartigen haarigen Haut verbunden, und daher wahre Schweinefüße. Der ganze Leib ist mit kurzen, dichten, fettigen Haaren besetzt, welche dunkelbraun und weißlich gesprengt und am Oberleibe dunkler als am Unterleibe sind. — Im Sommer lebt der Seehund mehr auf dem Lande, im Winter mehr im Meere. Fische und Seegräser sind seine Nahrung. Gern legt er sich auf Klippen und Eisschollen an die Sonne und schläft. Er wird dann oft mit Keulen erschlagen. Außer dem schießt man ihn auch, oder sucht sich seiner durch Harpunen zu bemächtigen. Sein Fett, das von jungen so gut wie Baumöhl ist, und

seine starke Haut, die zu Ueberzügen bey Coffern und Reittaschen benutzt wird, werden sehr geschätzt und weit und breit verführt; daher wird der Robbenfang stark betrieben. Den Nordländern ist der Seehund fast noch nützlicher als uns das Schaf. Ehemahls wurde selbst sein Fleisch in Norwegen und England sogar auf den Tafeln der Vornehmen gespeist.

Der Seebär wohnt im stillen Meere und in der Südsee, hat ein zottiges schwarzes Haar, einen Bärenkopf mit kurzen zugespitzten Ohren und eine Länge von neun Fuß. Das Fleisch der Jungen schmeckt wie Schweinefleisch, das der Alten dagegen ist nicht recht genießbar. Das Fell desselben ist theuer, besonders werden aus den Fellen der ganz Jungen von den Russen prächtige Kleider verfertigt.

Der zottige Seelöwe wird bis 25 Fuß lang, wohnt in dem nördlichen Theile des stillen Meeres, und nährt sich von allerhand Thieren, besonders von Seeottern und Fischen. Das Männchen hat auf dem Nacken eine krause Löwenmähne. Man benutzt von diesem Thiere

Fleisch, Fett, Haut, Gedärme und Sehnen, und daher ist es besonders für die armen Kamtschadalen von großer Wichtigkeit.

Der glatte Seelöwe wird ungefähr 20 Fuß lang, und bewohnt besonders die Ufer von Chili. Große Fische sind seine liebste Nahrung, und er wird so fett, daß, wenn er sich bewegt, die Haut hin und her schwankt. Der Thran von seinem Fette wird am Feuer oder an der Sonne ausgelassen, und, wenn er frisch ist, gegessen. Sein Fleisch ist grob, und seine Haut kann auf verschiedene Weise, selbst, wenn sie gegerbt wird, zu Schuhmacherarbeit benutzt werden.

Der Hund gehört unstreitig zu den merkwürdigsten, schätzbarsten Thieren der Erde. Man glaubt, er stamme aus Ostindien. Wenigstens war er dort in den ältesten Zeiten bekannt, und wurde von da nach Afrika und Europa verhandelt. Es wäre — da er allgemein bekannt ist — überflüßig, ihn näher zu beschreiben. Er liebt die Reinlichkeit, und daher muß man darauf sehen, daß sein Aufenthaltsort mög-

lichſt reinlich gehalten werde. Sein Schlaf iſt ſehr leiſe, oft unruhig, und er ſcheint faſt immer böſe Träume zu haben. Dieſe Thiere brummen und bellen häufig im Schlafe, wie wenn ſie ſich gegen Feinde zu wehren hätten. Ihre liebſte und natürlichſte Nahrung iſt Fleiſch, aber im Nothfalle nehmen ſie auch Speiſen aus dem Gewächsreiche zu ſich. Bisweilen freſſen ſie, wahrſcheinlich als Arzney oder um ſpitzige Knochenſplitter einzuhüllen, auch Quecken- und anderes rauhes Halmengras. Da ſie trockner und hitziger Natur ſind, ſo ſaufen ſie oft, und fehlt es ihnen an klarem, friſchem Waſſer, ſo werden ſie leicht krank und nicht ſelten ſelbſt toll.

Anfangs waren die Hunde ganz wild; aber da man ihre vielen vorzüglichen Eigenſchaften wahrnahm, ſuchte man ſie der Wildheit zu entreißen, und zu zahmen Hausthieren umzuſchaffen. Schönheit, Stärke, Feinheit der Sinne, ausnehmende Gelehrigkeit und eine bewunderungswürdige Anhänglichkeit, Dankbarkeit und Treue gegen ihren Herrn zeichnen dieſe Thiere

vortheilhaft aus, und machen sie bey den Menschen sehr beliebt. Geruch und Gehör sind bey ihnen so vorzüglich, daß sie mittelst dieser Sinne ihren Herrn von tausend Personen unterscheiden können. Seine Winke und Mienen lernen sie schnell verstehen; selbst seinen größten Züchtigungen unterwerfen sie sich geduldig; auch die empfindlichsten Beleidigungen vergessen sie sehr bald, und an empfangene Wohlthaten erinnern sie sich lange. Häuser, Güter, und Herden werden von ihnen treu und sorgfältig bewacht und beschützt, und die letzten können ihrer nicht füglich entbehren. Einst benutzte man die starken Englischen Hunde selbst im Kriege. So schickte Heinrich VIII., König von England, dem Kaiser Carl V. vier hundert Soldaten und eben so viele Doggen gegen Frankreich zu Hülfe. In Amerika brauchten die Spanier in ihren Kriegen gegen die Wilden sehr häufig Hunde. Es ist allgemein bekannt, daß diese Thiere sich zu vielerley nützlichen und belustigenden Kunststücken abrichten lassen, daß man sich ihrer in mehreren Ländern,

besonders in Kamschatka und Grönland, zum Ziehen bedient, daß sie Trüffeln aufsuchen und den Ort anzeigen, wo sie dieselben durch ihren feinen Geruch aufgespürt haben, und daß sie dem Jäger den größten Nutzen gewähren. In Norwegen werden sie zum Vogelfange abgerichtet; sie klettern auf steile Höhen, wohin ihnen kein Mensch folgen kann, und nehmen dort die Nester der Wasservögel aus. Auch zum Fischfange können sie abgerichtet werden. Ihr Fleisch ist schmackhaft und gleicht dem Schöpsenfleische; daher werden an der Goldküste in Afrika, in China, Ostindien und Grönland ganze Herden von Hunden gemästet, geschlachtet und gegessen. Das wie Gänsefett schmeckende Hundefett ist bey innerlichen Gebrechen, besonders auf der Brust, sehr heilsam. Aus der Haut dieser Thiere bereitet der Roth- und Weißgerber Leder, und an jenen Orten, wo viel Saffian verfertigt wird, wie z. B. in Frankreich und in der Levante, werden viele Hunde bloß um ihres scharfen Kothes willen gehalten, durch den man das Haar der Felle

wegbeizt. Man behauptet, daß bösartige Flechten und Engbrüstigkeit dadurch vertrieben worden sind, daß man junge Hunde mit ins Bette genommen hat. Sie sollen dadurch diese Krankheit bekommen haben, und die Kranken genesen seyn. Lähmungen der Arme sollen durch das Schlafen eines Hundes auf dem leidenden Theile, und die Schmerzen des Podagra durch das Lecken der Füße gelindert werden.

Es gibt bekanntlich verschiedene Arten von Hunden. Die merkwürdigsten derselben sind: der gemeine Schäferhund, auch Bauernhund, Haushund und Hofhund genannt, der Bullenbeißer (Bärenhund, Wachthund), der Jagdhund, der große Pudel (Wasserhund), der Spanische Wachtelhund (Seidenhund, langhaariger Bologneser, Seidenpudel), der gemeine Windhund und der Dachshund.

Von der Sorgfalt und Treue, mit der diese Thiere ihren Herrn oder sein Eigenthum bewachen, erzählt man viele interessante Anecdoten. Hier stehe nur Eine derselben.

Der Kriminalrath M.... zu B.... machte eine Reise nach Berlin, und statt in ein Wirthshaus einzukehren, wohnte er bey einem vieljährigen Freunde, dem Kanzleydirector D.... Der letztere hatte einen großen Pudel, der ihn seit vielen Jahren, treu wie sein Schatten, begleitete, und der sich dadurch auszeichnete, daß er den geringsten Wink seines Herrn verstand, und beständig mit großer Aufmerksamkeit an seinen Blicken hing. — Eines Nachmittags war der Kanzley-Director D. .. mit seinem Freunde ausgegangen. Unterweges kaufte der erstere etwas ein, und da es ihm an Silbergeld gebrach, so gab ihm M.... einen Thaler. Beyde trennten sich, weil M.... den Abend in eine Gesellschaft eingeladen war, und D.... kehrte in seine Wohnung zurück. — Da M.... erst spät in der Nacht aus der Gesellschaft erwartet wurde, D.... aber des Morgens gewöhnlich schon sehr früh in Dienstgeschäften auszugehen pflegte, so ging er in Begleitung seines Pudels in das Zimmer seines Gastes, und legte den von ihm geborgten Thaler auf einen Tisch. — Um

Mitternacht kam M.... zu seinem Freunde D.... zurück. Am Eingange der Hausthür empfing ihn der Pudel, und folgte ihm auf sein Zimmer. M.... fand den Thaler auf dem Tische liegen, und da er gleich vermuthete, daß er ihm von seinem Wirthe hingelegt worden sey, so zog er seine Geldbörse heraus, und steckte ihn ein. — M.... fing an, sich auszukleiden, und als er im Begriffe war, sich niederzulegen, versuchte er, den Pudel aus dem Zimmer zu treiben; aber alle angewandte Mühe war vergebens; der Hund verkroch sich tief unter das Bette, und da er einen Stock nahm, um ihn hervorzutreiben, so knurrte und bellte der Hund so gewaltig, daß er, um keine Störung im Hause zu machen, beschloß, den Pudel im Zimmer zu lassen, und sich zur Ruhe zu begeben. — Kaum hatte er aber seine Beinkleider ausgezogen, in welchen seine Börse sich befand, und sich niedergelegt, so kroch der Pudel unter dem Bette hervor, nahm die Beinkleider ins Maul, schleppte sie an die Thüre, und fing gewaltig zu kratzen und zu bellen an. Er wollte seinem

Herrn den ihm vermeintlich entwendeten Thaler wieder bringen.

Bey den vielen guten Eigenschaften des Hundes bleibt es jedoch immer gefährlich, sich mit diesen Thieren viel zu befassen. Sie sind mehr als andere der Wuth oder dem Tollwerden unterworfen, und die Folgen dieses Uebels sind so schrecklich, daß der Gedanke, von einem tollen Hunde gebissen zu werden, nicht anders als schauderhaft seyn muß. Am meisten sind die Hunde diesem Uebel im Alter ausgesetzt, und da gewöhnlich im Sommer bey übermäßiger Hitze, oder im Winter bey allzugroßer Kälte, besonders wenn sie sich aus der Kälte sogleich unter den warmen Ofen legen. Mangel an frischem Wasser, heftige Zahnschmerzen, von denen sie oft befallen werden, und der Genuß des vermoderten, faulen Fleisches gehören gleichfalls zu den Ursachen der Hundswuth. Diese ist gewöhnlich von zweyerley Art; entweder eine hitzige, oder eine laufende Wuth. Die erstere ist am meisten gefährlich. Hunde, die von derselben befallen sind, haben gebrochene Augen,

tragen den Schwanz in die Höhe und schäumen nur wenig. Was ihnen begegnet, wird von ihnen angefallen, gebissen und vergiftet. Die mit der laufenden Wuth behafteten Hunde laufen beständig mit niedergesenktem Kopfe oft Meilen weit von einem Orte zum andern, haben rothe, entzündete Augen, lassen die blaue Zunge heraus und den Schweif herunter hängen, schäumen stark, und suchen andere Hunde auf und beißen sie; diejenigen, die von ihnen blutig gebissen worden sind, werden auch toll. Den Menschen fallen sie nicht so leicht an. Ein tollwerdender Hund wird traurig und schläfrig, sucht die Einsamkeit, verkriecht sich, geht nach warmen Oertern, schleicht immer nach dem Futter hin, ohne zu fressen, läßt Ohren und Schwanz hängen, murrt, ohne zu bellen, und fällt fremde Menschen und Thiere, die ihm zu nahe kommen, an. Bemerkt man dieses bey einem Hunde, so thut man am besten, wenn man ihn tödten läßt. Liebhaber von Schoßhündchen müssen auf diese Kennzeichen der Wuth besonders aufmerksam seyn, wenn sie

nicht höchst unglücklich werden wollen. Der von einem wüthenden Hunde gebissene Mensch wird auch von der Wuth befallen, wenn nicht schnell genug wirksame Mittel dagegen angewendet werden. Am besten ists, wenn die durch den Biß erhaltene Wunde ausgeschnitten oder ausgebrannt und das Eitern derselben lange unterhalten wird, wobey auch der Gebrauch der Wurzel von der Tollkirschstaude von guter Wirkung seyn soll.

Der Wolf ist etwas größer als der gemeine Schäferhund, und macht sich besonders durch seinen beständig niederhängenden dickhaarigen Schwanz kenntlich. Man kann ihn füglich einen wilden Hund nennen, so sehr gleicht er diesem in Rücksicht seines Körperbaues. Sein Haar ist ziemlich lang, am Halse steif aufrecht stehend, meist gelblichbraun, mit weiß und grau gemischt. Uebrigens gibt es auch ganz weiße und schwarze Spielarten. Allen Thieren ist der Geruch seiner Ausdünstungen unausstehlich. Selbst der Hund verschmäht sein Fleisch, ob es gleich von armen Wilden gegessen wird. Man

findet dieſes wilde, reißende Thier in allen Weltgegenden in großen Wäldern. In Deutſchland iſt es faſt ganz ausgerottet, aber in Pohlen, Ungarn, Oeſterreich und manchen andern Ländern kommt es noch häufig vor. Es iſt außerordentlich gefräßig, und kann zwey Schafe ganz bequem auf Eine Mahlzeit auffreſſen. Dafür kann es auch drey bis fünf Tage lang Hunger leiden. Dagegen iſt dem Wolfe das friſche Waſſer eben ſo unentbehrlich als dem Hunde, und mangelt es ihm, ſo häult er viel lauter als bey großem Hunger. Des Nachts geht er lieber als am Tage dem Raube nach, und wendet dabey viel Liſt an. Trotz ſeiner Stärke iſt er im Grunde doch ſehr furchtſam, und flieht, ſobald ihm Widerſtand geleiſtet wird. Nur der äußerſte Hunger und die größte Verzweiflung macht ihn wüthend, und zwingt ihn, auch Menſchen anzufallen, die dann gewöhnlich von ihm zerriſſen und aufgefreſſen werden. Durch Feuer und raſſelnde Ketten kann man ihn dabey noch am beſten in Furcht verſetzen und in die Flucht jagen. Alles, was Leben hat, frißt und mordet

er gern, und er ist daher den Viehheerden, die in Wäldern und Gebirgen weiden, sehr gefährlich. Daher sucht man ihn auch durch Treibjagden, durch Fallen, Gruben und auf andere Weise zu tödten oder zu fangen. Sein Balg gibt ein gutes, warmes Pelzwerk, welches den großen Vorzug hat, daß es nicht leicht von Insecten besucht wird. Je weißer das Haar daran ist, desto kostbarer ist er. Aus Rußland, Pohlen, Frankreich und Virginien (in Amerika) erhalten wir die meisten und besten Wolfshäute.

Der Fuchs gehört zu den bekanntesten Raubthieren. Das Hauptmerkmahl desselben ist sein gerader wolliger Schwanz, der, so wie der ganze Körper, fuchsroth, und nur mit einer weißen Spitze versehen ist. An Größe und Figur kommt er einem Spitzhunde am nächsten. Widerlich ist sein Geruch und seine Stimme klaffend. Bey eintretendem Wechsel der Witterung schreyt er gewöhnlich wie ein Pfau. Man kann ihn zähmen, und er erreicht ein Alter von ungefähr vierzehn Jahren. Am liebsten

hält er sich unter der Erde in Höhlen auf, die er sich entweder selbst gräbt oder einem Dachse wegnimmt. In dem letzteren Falle unterläßt er nicht, den Dachs so lange zu necken und seine Höhle mit seinem Kothe zu verunreinigen, bis dieser sich gezwungen sieht, sie zu verlassen. Die Jäger nennen eine von dem Fuchs selbst gegrabene Höhle einen Fuchsbau, und dieser hat bisweilen funfzig Fuß im Umfange, und ist drey bis sechs Fuß tief. Seine Nahrung sind allerhand Thiere, z. B. Hasen, junge Rehe, Lämmer, Auerhühner, Reyphühner, Gänse, Fische, Schlangen, Frösche, Kröten, Eidechsen, Insecten und Würmer. Im Winter geht er auch das Aas an. Weinbeeren und ganz besonders Honig sind für ihn eine Delicatesse. Er ist ein sehr listiges Thier, und hat einen außerordentlich feinen Geruch. Bemerkenswerth ist es, daß er in der Nähe seines Aufenthaltes niemahls raubt, wahrscheinlich aus Furcht, entdeckt zu werden. Er richtet oft unter dem Federviehe große Verwüstungen an. Wenn den Gänsen der Kopf mit Theer beschmiert wird,

so sollen sie vor ihm sicher seyn. Man erzählt, daß man schon mehrmahls in seinem Magen nicht nur eine Ratte mit ihren Jungen, sondern auch das ganze Nest gefunden habe. Die Jäger jagen und fangen die Füchse am liebsten im Winter, weil dann ihr Balg benutzt werden kann. Eine grausame Art, sich ihrer zu mächtigen, besteht darin: Man verstopft nähmlich alle Ausgänge ihres Baues bis auf einen einzigen, der dem Winde entgegen liegt; in diesen steckt man einen Fuß tief ein Stückchen Tuch, das mit Schwefel überzogen ist, zündet es an, und wirft Blätter und Genist darauf, die den Dampf vermehren. Ist der Bau so voll Dampf, daß er wieder herausquillt: so verstopft man auch diesen Ausgang. Den folgenden Tag findet man den Fuchs erstickt am Eingange des Baues. Der Balg des Thieres wird geschätzt; im Sommer kann der Hutmacher auch die Haare desselben brauchen. Mit dem Fleische des Fuchses füttern die Jäger ihre Hunde, und ein gut zubereiteter Fuchsbraten soll wie ein Hasenbraten schmecken. Uebrigens unter-

scheidet man drey Hauptarten von diesem Thiere: den gemeinen Fuchs oder Birkfuchs, den Roth- oder Brandfuchs, und den Kreuzfuchs, der von der Schnauze an über den Rücken hin einen schwarzen Streif hat.

Zu den grausamsten Raubthieren gehört die Hyäne, die über drey Fuß lang und von der Größe eines großen Hundes ist. Ihre Hauptmerkmahle sind ein gerader Schwanz, eine auf dem Halse und dem Rücken befindliche Mähne, nackte, spitze Ohren und vierzehige Füße. Dem Wolfe sieht sie sehr ähnlich, nur ist ihr Kopf breiter, die Schnauze kürzer und vorne wie bey dem Dachse ausgeschweift. Ihre Farbe ist weißgrau und gelblich mit schwärzlichen Flecken und Streifen, am Kopfe schwarzbraun. Sie lebt im Orient und Nord-Afrika in Waldungen, und ist ein sehr unbändiges, zorniges, grausames und so starkes Thier, daß kaum der Löwe Herr über sie zu werden vermag. Ihrem Raube geht sie des Nachts nach, und gräbt gern nach Leichnamen. Was sie einmahl gepackt hat, läßt sie nicht wieder los, sondern läßt sich lieber todt

schlagen. Sie wohnt unter der Erde, läßt am Tage, so wie des Nachts ein sonderbares, abwechselndes Gehäul hören, und wird von dem gemeinen Manne in Egypten gegessen.

Der Goldwolf oder der Schakall hat mit der Hyäne viel Aehnlichkeit, und ist gleichfalls im Orient und in Nord-Afrika zu Hause. Groß ist auch seine Grausamkeit; dessen ungeachtet läßt er sich zahm machen. Des Nachts geht er herdenweise auf Raub aus, und greift, wenn er sehr hungrig ist, auch Menschen an. Oft fallen hunderte von Goldwölfen in Städte und Dörfer ein, greifen, selbst im Beysein der Menschen, alles Vieh an, und rauben sogar Lederwerk, als Stiefeln und Schuhe. Die Leichen in den Gräbern und die kleinen Kinder vor den Thüren werden von ihnen nicht verschont, und um der todten Körper willen reisen sie gern den Caravanen und Armeen nach.

Nicht nur unter den Raubthieren, sondern unter den Thieren überhaupt verdient besonders der Löwe unsre Aufmerksamkeit. Er ge-

hört zum Katzengeschlechte, und zeichnet sich aus durch sein majestätisches Ansehen, seine dem Donner ähnliche Stimme und furchtbare Stärke, so wie durch seinen mit Mäßigung und Großmuth verbundenen, edlen Stolz. Darum wird er auch der König der Thiere genannt. Man findet ihn in den heißesten Gegenden der alten Welt, besonders in den Sandwüsten des innern Afrika; indeß bekommt man ihn doch auch in Deutschland bisweilen zu Gesichte, wenn er nähmlich von Thierführern herumgeführt wird. Sein Kopf ist groß, und der lange Schwanz endigt sich in ein Büschel längerer Haare. Das Männchen, oder der Löwe, wird gewöhnlich acht bis neun Fuß lang, das Weibchen aber, oder die Löwinn, ist immer um den vierten Theil kleiner. Bey dem ersteren bilden die Haare am Haupte und Halse eine lange Mähne; die übrigen Haare liegen bey beyden dicht an der Haut an und sind sehr kurz, oben bräunlich und unten gelblich. Das Gesicht ist platt, viereckig und länglich; die Augen sind groß und feurig; die Ohren kurz und rund. An Flink-

heit fehlt es dem Löwen ganz; er ist vielmehr wirklich träge, und statt seinen Raub durch Laufen zu erhaschen, lauert er auf denselben lieber in seinem Hinterhalte. Man behauptet, daß er im Stande sey, ein Rind mit der Tatze auf Einen Schlag zu Boden zu werfen und fortzutragen; auch wird erzählt, er springe bey vorkommender Gelegenheit bisweilen über die Mauern in den Hof, tödte einen Ochsen, und werfe ihn dann über dieselben hinaus. Menschen fällt er nur dann an, wenn er keine andere Nahrung findet, und der Hunger ihn sehr quält. Durch Feuer kann er indeß leicht verscheucht werden. Er fürchtet kein Thier; bloß vor dem Bären scheint er sich zu entsetzen. Schwache Thiere soll er schonen, und daher schreibt man ihm einen großmüthigen Sinn zu. Von den drey bis vier Jungen, die das Weibchen jährlich wirft, soll meist nur eines am Leben bleiben, die andern aber gewöhnlich am Zahnen sterben. Sie lassen sich sehr zahm machen, und sogar zur Jagd und zum Zuge abrichten. Am gewöhnlichsten fängt man die Lö-

wen in Gruben, oder mit abgerichteten Hunden, denen man mit abgerichteten Pferden zu Hülfe eilt. Ihr Fleisch soll den Schwarzen wie Kalbfleisch schmecken. Mit der Haut derselben putzten sich sonst die Helden; jetzt benutzt man sie zu Pferdedecken und allerhand Riemerarbeit.

Größer und grausamer als der Löwe ist der Tiger, der oft zehn Fuß lang wird, in den heißen Ländern Asiens wohnt, und überaus regelmäßig und schön gestreift ist. Die Grundfarbe ist gelblichbraun, am Bauche weiß, und der ganze Leib mit oft unterbrochenen schwarzbraunen Querstreifen bezeichnet. Das Haar hinter den Ohren und Backen bildet eine Art von Mähne. Die Nase ist ungefleckt. Dieses Thier ist blutdürstig und furchtbar; es würgt die größten Thiere, z. B. Büffel, fällt junge Elephanten und Nashörner an, und bietet bisweilen selbst dem Löwen Trotz. Vor den Menschen, selbst wenn deren viele beysammen sind, fürchtet es sich nicht, und es ist um so furchtbarer, da es mehr um des Blutes als um des Fleisches willen würgt und mordet. Bloß mit

Feuer ist es noch einiger Maßen abzuhalten. Da das Männchen oft selbst sein Weibchen mit den drey bis vier Jungen auffrißt, so gibt es zum Glück der Tiger nicht viele. Zu dem sind sie auf die heißesten Gegenden von dem Asiatischen Indien beschränkt, und ihre widrige Ausdünstung riecht man so weit, daß man sich vor ihnen leicht retten kann. Trotz ihrer außerordentlichen Wildheit lassen sie sich doch so sehr zähmen, daß diejenigen, von denen sie herumgeführet werden, mit ihnen, so wie mit den Bären, spielen. Nur dürfen sie, so wie die meisten andern blutgierigen Thiere, kein Fleisch in der Nähe sehen oder riechen. Sobald dieß der Fall ist, kommen sie aus ihrer Ruhe, und fallen ganz in ihre natürliche Wildheit zurück. Man schießt sie, oder fängt sie in Gruben. Die Indianer, welche ihr Fleisch essen, finden dasselbe wohlschmeckend und gesund. Ihre Felle, welche man häufig zu Pferdedecken gebraucht, werden sehr geschätzt, und von den Engländern und Holländern als Handelsartikel aus Ostindien

nach Europa gebracht, wo das Paar davon gewöhnlich 30 bis 50 Thaler in Silber kostet.

Zwar etwas furchtsamer, aber eben so wild als der Tiger, ist der Panther, auch Parder genannt. Dieser hat die Bildung und Gestalt einer großen Englischen Dogge, und erreicht mit dem drey Fuß langen Schwanze gewöhnlich eine Länge von zehn Fuß. Sein Oberleib ist bräunlich gelb, der Rücken und die Seiten aber sind mit runden und mit eyrunden schwarzen Ringen gezeichnet, in deren Mitte oft ein schwarzer Fleck befindlich ist. Kehle, Hals, Bauch und Brust sind weiß, mit schwärzlichen Flecken bestreut, seine Haare kurz, glänzend und schön. Er hält sich in den wärmern Gegenden Asiens und Afrika's auf, wird von den Indianern bisweilen gezähmt und zur Jagd abgerichtet, wobey jedoch viel Vorsicht angewandt werden muß. Der Jäger führt ihn in einem Käfige bey sich, und öffnet die Thüre, wenn er ein Wild erblickt; der Panther springt darauf los, erhascht es mit drey bis vier Sprüngen, wirft es zu Boden und würgt es. Geräth ihm

aber der Fang nicht, so kommt er in Wuth, und fällt seinen Führer an, wenn dieser nicht ein lebendiges Thier oder Fleisch bey sich hat, das er ihm gleich vorwerfen kann. Man behauptet, er sey so stark, daß er ein Pferd forttragen könne, auch wenn es drey Mahl größer ist als er selbst. Vor dem Menschen scheut er sich und greift ihn, auch wenn er gereizt wird, nicht so leicht an. Sein Fleisch soll wohlschmeckend seyn, und mit dem ziemlich theuern Felle desselben schmücken viele Vornehme ihre Kutschpferde.

Viel kleiner als der Panther ist der Leopard, der ohne Schwanz nur ungefähr vier Fuß lang wird, und nicht viel größer als ein Fleischerhund ist. Seine Heimath ist Afrika, besonders die westliche Küste von Senegal bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung. Gern streicht er aus den dicken Waldungen an die einzelnen Wohnungen der Menschen, und lauert da den zahmen und wilden Thieren auf. Menschen fällt er nur dann an, wenn ihn ein heftiger Hunger quält, und er zur Stillung

desselben nichts anderes vorfindet. Mit vieler Geschicklichkeit klettert er auf die Bäume, und hohlt von denselben die Affen herab, die vor ihm sich dahin geflüchtet haben. Er hat einen vorzüglich runden Kopf. Die Grundfarbe auf dem Rücken und an den Seiten des Leibes ist bräunlich gelb, an dem Kopfe, dem Halse und den Beinen mit einfachen, auf dem Rücken mit vier- bis fünffachen stehenden schwarzen Flecken, die einen dunkelbraunen Raum einschließen, dicht bestreut. Seine Augen sind äußerst lebhaft, und sein Blick fürchterlich grausam. Das Fleisch desselben soll so weiß wie Kalbfleisch und wohlschmeckend seyn, und wird von den Hottentotten gegessen. Sein Fell, unter dem Nahmen Tigerfell bekannt, gebraucht man zu Pferdedecken, und ein Paar davon kostet 50 bis 200 Thaler in Silber. Man fängt das Thier in Gruben, und erlegt es mit Wurfspießen und Pfeilen.

Die zahme Katze gehört gleichfalls zu den Raubthieren. Sie ist zwar der Wildheit entrissen und ein Hausthier geworden, aber

doch nicht in dem Grade, als der Hund. Freyer als ein anderes Hausthier schweift sie noch immer hin und her, verläßt gern das Haus, und lauert im Felde und Walde auf Geflügel, junge Hasen und andere Thiere, am Wasser aber auf Fische. — Wenn man ihr im Dunkeln mit trockner Hand über den Rücken hinfährt, so fahren viele Funken mit einem Knistern aus ihren Haaren. Dieß sind electrische Ausdünstungen. Bey schweren Gewittern thut man daher wohl, wenn man die Katzen von sich entfernt hält, da sie die Blitzesmaterie an sich ziehen, und dadurch leicht gefährlich und schädlich werden können. Bey der Annäherung eines Gewitters werden sie gewöhnlich sehr unruhig und ängstlich. Mit ihren scharfen Krallen zerkratzen sie oft die Stühle und weichen Hausgeräthe, wenn sie sich auf denselben ausdehnen oder daran jene schärfen wollen. Gern legen sie sich auf den Feuerherd und in den Ofen, und können leicht, durch die glühenden Kohlen, die sich an ihre Haare hängen, großes Unglück anrichten. Auch legen sie sich, wenn sie in Zimmern,

wo kleine schlafende Kinder liegen, eingesperrt werden, gern auf den warmen Hals derselben, und können sie leicht ersticken oder durch ihren Biß tödten, ihnen wenigstens die Augen auskratzen. Selbst alte schlafende Personen können von ihnen übel zugerichtet werden. Daher sollte man sie besonders aus den Schlafzimmern verbannen, und überhaupt sich mit ihnen nicht viel befassen. Es bleibt immer gefährlich, sie bloß zum Zeitvertreibe zu halten. Man hat Beyspiele, daß Katzen selbst die bekanntesten Personen, ja ihre größten Wohlthäter, die mit ihnen scherzen wollten, grimmig angefallen, zerkratzt und zerbissen haben. Beißen sie jemanden im Zorne, so wird ihr Speichel gewöhnlich zu Gift, und ihr Biß ist dann sehr oft tödtlich. Auch werden sie, so wie die Hunde, leicht toll. Ihr Athem und ihre Ausdünstung sollen der Lunge so schädlich seyn, daß daraus leicht die Schwindsucht entsteht. Diejenigen handeln daher sehr übel, welche diese Thiere, aus einer kindischen Vorliebe für dieselben, gern zu sich ins Bett nehmen. Sie gehören außerdem

zu den naschhaftesten Thieren, und nichts Eßbares ist vor ihnen sicher. Ihr im Finstern leuchtender Blick verräth Falschheit und Tücke; ihr Gang ist leise und schleichend, und größtentheils erhaschen sie ihren Raub durch einen Sprung aus ihrem Hinterhalte. Im Klettern sind sie sehr geschickt; sie gehen über die schmälsten Stangen, und springen mit Leichtigkeit von einem Baume auf den andern. Wenn sie aus Unvorsichtigkeit von einer Höhe herabstürzen, so beschreiben sie in der Luft lauter halbe Zirkel, und stehen auf allen Vieren, wenn sie auf den Boden kommen. Der Schwanz dient ihnen dabey statt eines Ruders. Sie besitzen ein sehr feines Gesicht und Gehör, aber einen stumpfen Geruch. Ihr Schlaf ist leise und kurz. Nach manchen Pflanzen, z. B. Katzenmünze, Baldrian und Marumverum, sind sie sehr lüstern, dagegen ist ihnen der Geruch der Raute in hohem Grade zuwider, und sie fressen nichts, was damit bestrichen ist. Nässe und Unreinlichkeit können sie nicht leiden, und sie lecken und putzen sich daher nicht nur oft, sondern verschar-

ren sogar ihren widrig stinkenden Koth. — Da sie nicht nur Hausmäuse, sondern auch Feldmäuse, Wasserratten, Maulwürfe und schädliche Raupen und Schmetterlinge fressen, so gewähren sie allerdings den Menschen bisweilen einen großen Nutzen. Ihr Fleisch soll wie Kaninchenfleisch schmecken, aber ihr Gehirn wird für giftig gehalten. Ihr Balg kann auf verschiedene Weise benutzt werden. Bey Geschwulsten soll er zu Unterlagen sehr gut seyn.

Die wilde Katze, die man auch in den großen Waldungen Deutschlands noch allenthalben einzeln antrifft, hat in Rücksicht ihres Charakters und Naturells mit der zahmen die größte Aehnlichkeit. Sie ist indeß größer als diese, hat ein feineres, längeres Haar, steife Ohren und um ein Drittheil kürzere Gedärme, und ist dunkel- oder röthlich-grau mit schwarzen Streifen, die vom Rücken an den Seiten herablaufen, und mit schwarzen Ringen an dem Schwanz und an den Füßen. Am liebsten halten sich diese Thiere in dicken Wäldern, Felsenritzen, hohlen Eichen, und des Winters in

leeren Dachs- und Fuchsbauen auf, tödten junge Rehe, Hasen und Federwildpret, und sind daher der Wildbahn sehr schädlich, weßhalb man ihnen stark nachstellt. Ihre dicken Bälge werden geschätzt, und ihr Fett wird auch als Arzneymittel gerühmt. Eine einzige wilde Katze gibt oft drey Kannen Fett.

Größer als die wilde Katze ist das Zibethier oder die Zibethkatze, die sich in dem südlichen Asien und in dem mittlern Afrika aufhält. Sie hat einen langen Schwanz mit schwarzen und weißen Ringeln, und einen grauen Rücken mit schwarzen, wellenförmigen Streifen. Von Natur wild und räuberisch, nährt sie sich von kleinen Thieren, und schleicht in die Höfe nach dem Federvieh, frißt aber auch Wurzelwerk und trinkt wenig. Von diesen Thieren kommt der Zibeth, eine schmierige, stark riechende Feuchtigkeit und bekannte Apothekerwaare. Sie sammelt sich in den dazu bestimmten Säcken so häufig, daß man sie wöchentlich zwey bis drey Mahl mit einem kleinen Löffel herausnehmen kann. Anfangs ist sie so dick wie Ho-

nig, zuerst weiß, wird aber in der Folge bräunlich und zuletzt schwarz. Dieses Zibeths wegen werden diese Thiere, die sich leicht zähmen lassen, in Holland in ziemlicher Menge unterhalten. Den reinsten und besten Zibeth erhält man aus Amsterdam, und man bedient sich desselben zum Parfürmiren der Kleider, des Puders, der Seife und der Balsame, und zu allerhand medicinischen Vermischungen.

Ein merkwürdiges und berühmtes Raubthier ist die Pharaoratte, auch Ichneumon genannt. Sie übertrifft an Größe die Katze, und hält sich in Ostindien, besonders aber in Nieder-Egypten auf. Ihre Nahrung besteht in Mäusen, Vögeln, Eidechsen, Fröschen, Schlangen, Insecten, Würmern und Gewächsen. Die Eyer der Vögel und des Krokodils liebt sie ganz besonders; allein die Behauptung, daß sie die Vermehrung des letztern schädlichen Thieres merklich vermindere, ist nicht gegründet. Aber durch die Vertilgung einer unzähligen Menge von Mäusen, Amphibien und Insecten nutzt sie allerdings ungemein viel, und

sie wurde daher in ihrem Vaterlande schon von den Alten für heilig gehalten. In Egypten hält man sie einzeln, so wie bey uns die Eichhörnchen, zum Vergnügen. Das Vorgeben, daß sie sich in den Sand verberge, dem Krokodile auflaure, ihm in den Leib krieche und seine Eingeweide, besonders die Leber verzehre, und sich sogar durchfresse, ist nichts weiter als ein Mährchen.

Der Marder und der Iltis gehören zu jenen Raubthieren, die bisweilen in den Häusern unter dem Federvieh große Verwüstungen anrichten, und denen man um so mehr nachstellt, da außerdem ihr Balg geschätzt und gut verkauft wird. Es gibt einen Steinmarder und einen Baummarder. Der erstere lebt in den gemäßigten Zonen von Europa und Asien, und hat die Größe einer mittelmäßigen Katze. Seine Kehle und sein Hals sind unten weiß. Er ist ein sehr flüchtiges, muntres und schlaues Thier, und hält sich am liebsten in Höhlen, oder in andern verborgenen Oertern, in alten Stadtmauern, Kirchen, Thürmen, unter den

Dächern, in Steinhaufen, Ställen, Klüften, Holzstößen, Scheuern und andern Gebäuden auf. Des Tags verhält er sich ruhig, des Nachts aber schleicht er herum und raubt, was er kann. Bey starken Gewittern rast er wild herum und macht einen großen Lärmen. Sein Gesicht und Geruch sind ausnehmend gut, und an Geschicklichkeit im Springen und Klettern fehlt es ihm durchaus nicht. Er fängt Mäuse, Maulwürfe, Frösche, Vögel, und mordet bisweilen Tauben, Hühner, junge Gänse, Aenten und andres Flügelwerk in Menge. Bricht er in ein Tauben- oder Hühnerhaus ein, so würgt er alles, was er vorfindet, ohne gerade alles zu verzehren; auch verursacht er durch seine stinkenden Ausdünstungen und Excremente einen so bösen Geruch, daß, wenn das Haus nicht besonders gereinigt und ausgeräuchert wird, keine Taube und Henne dasselbe wieder bezieht. Vogelbeeren, Pflaumen und Kirschen sind Leckerbissen für ihn. Seine Jungen lassen sich zähmen, und wenn man ihnen die scharfen Vorderzähne ausbricht, so sind es sehr possier-

liche Stubenthiere. Er wird geschossen und in Fallen gefangen. Seinen Balg gebraucht man zum Kleiderbesatz, zu Mannsmüffen, Mützen u. d. m. Die besten Bälge dieser Art erhält man aus Schweden und Rußland. Mit dem Kothe des Steinmarders verfälscht man häufig den Bisam und manches Räucherwerk.

Etwas größer und seltsamer ist der Baummarder, auch Feldmarder genannt, der die nördlichen Gegenden von Europa und Asien bewohnt, sich in hohlen Bäumen aufhält, und von Mäusen, Eichhörnchen, Haselnüssen, großen und kleinen Vögeln und von Eyern derselben nährt. Seine Kehle und der untere Theil des Halses sind dottergelb, und der übrige Körper außer den schwarzen Beinen und dem Schwanze von schöner kastanienbraunen Farbe. Er lebt bloß in dichten Wäldern, und nur höchst selten wagt er sich im Winter in Walddörfer. Sein Balg, der gefärbt und ungefärbt zu Frauenzimmer-Müffen, Palatinen und Kleiderbrämen gebraucht wird, ist eines der schönsten

Rauchwerke, und weit kostbarer als der des Steinmarders.

Dem Steinmarder ist in Rücksicht der Gestalt und Lebensart der Ilis sehr ähnlich; nur ist derselbe kleiner als jener, und auch im Klettern nicht so geschickt; desto behender aber im Laufen. Man findet ihn in den gemäßigten Gegenden Europens in Gebäuden, Wäldern und auf dem Felde. Vögel und Eyer frißt er am liebsten. Wenn er in ein Tauben- oder Hühnerhaus einbricht, so mordet er nicht alles darin, wie der grausame Steinmarder, sondern greift nach dem ersten, besten Stücke, würgt es, und eilt damit in sein Schlupfwinkel. Dessen ungeachtet richtet er da, wo er haust, unter dem Hausgeflügel großen Schaden an; daher stellt man ihm sehr nach, und fängt ihn gewöhnlich in Tellerfallen. In den Winter-Monathen gibt sein Balg ein gutes Pelzwerk, und seine langen Haare, besonders die am Schwanze, nimmt man gern zu Mahlerpinseln.

Die größte Aehnlichkeit mit dem Steinmarder in Rücksicht der Gestalt hat der Zo-

bel, dessen Balg ein treffliches, sehr geschätztes Pelzwerk gibt. Seine Länge beträgt ungefähr 16 Zoll; sein Kopf ist dick, die Schnauze spitzig, die Haare aber sind dunkelkastanienbraun, und der Mund und der Rand der Ohren weiß. Es gibt indeß auch braune und ganz schwarze mit einem Goldglanze, aschgraue mit röthlichem Glanze, schwarze mit Silberglanz, und ganz weiße, welche aber sehr selten sind. Der Zobel lebt in den einsamen, dichten Wäldern und felsigen Gegenden des nördlichen Asiens und Amerika, und zeichnet sich durch Behendigkeit, List und Verschlagenheit aus. Man kann ihn jedoch auch zähmen. Seine Nahrung sind Wieseln, Eichhörnchen, Hasen, Vögel, Beeren u. d. m. Am Tage ruht und schläft er; in der Nacht aber geht er seinem Raube nach. In Sibirien wird der Zobelfang von ganzen Gesellschaften von dreyßig bis vierzig Mann betrieben, die dabey oft drey bis vier Monathe lang vom Hause abwesend sind. Man tödtet diese Thiere durch aufgestellte Schlagbäume oder fängt sie mit Netzen. Den feinsten Zobelbäl-

gen, welche man paarweise zusammen näht, werden die Bäuche aufgeschnitten, die schlechten aber bleiben ganz. Oft wird an Ort und Stelle das Stück mit funfzig Rubeln und noch theurer bezahlt. Die Bäuche von guten Zobeln, wenn sie haarig und schwärzlich sind, gelten fünf bis zehn Rubel das Stück. Die Schwänze verkauft man hundertweise, und das hundert bezahlt man mit achtzehn bis zwanzig, das hundert Vorderfüße mit ungefähr funfzehn, das hundert Hinterfüße mit siebzehn Rubeln. Die besten Zobel kommen nach Rußland und weiter, besonders nach der Türkey, die schlechten nach China.

Unter den Ottern, die am Wasser leben und unter demselben auch schwimmen können, ist besonders der Fischotter und der Meerotter bemerkenswerth. Den ersten findet man einzeln in den nördlichen und gemäßigten Gegenden der ganzen Erde, den letztern an den Küsten des Meers, welches Asien von Amerika trennt. Der Fischotter erreicht in Europa eine Größe von zwey, in Amerika aber eine

leeren Dachs- und Fuchsbauen auf, tödten junge Rehe, Hasen und Federwildpret, und sind daher der Wildbahn sehr schädlich, weßhalb man ihnen stark nachstellt. Ihre dicken Bälge werden geschätzt, und ihr Fett wird auch als Arzneymittel gerühmt. Eine einzige wilde Katze gibt oft drey Kannen Fett.

Größer als die wilde Katze ist das Zibeththier oder die Zibethkatze, die sich in dem südlichen Asien und in dem mittlern Afrika aufhält. Sie hat einen langen Schwanz mit schwarzen und weißen Ringeln, und einen grauen Rücken mit schwarzen, wellenförmigen Streifen. Von Natur wild und räuberisch, nährt sie sich von kleinen Thieren, und schleicht in die Höfe nach dem Federvieh, frißt aber auch Wurzelwerk und trinkt wenig. Von diesen Thieren kommt der Zibeth, eine schmierige, stark riechende Feuchtigkeit und bekannte Apothekerwaare. Sie sammelt sich in den dazu bestimmten Säcken so häufig, daß man sie wöchentlich zwey bis drey Mahl mit einem kleinen Löffel herausnehmen kann. Anfangs ist sie so dick wie Ho-

nig, zuerst weiß, wird aber in der Folge bräunlich und zuletzt schwarz. Dieses Zibeths wegen werden diese Thiere, die sich leicht zähmen lassen, in Holland in ziemlicher Menge unterhalten. Den reinsten und besten Zibeth erhält man aus Amsterdam, und man bedient sich desselben zum Parfürmiren der Kleider, des Puders, der Seife und der Balsame, und zu allerhand mediciniſchen Vermiſchungen.

Ein merkwürdiges und berühmtes Raubthier iſt die Pharaoratte, auch Ichneumon genannt. Sie übertrifft an Größe die Katze, und hält ſich in Oſtindien, beſonders aber in Nieder-Egypten auf. Ihre Nahrung beſteht in Mäuſen, Vögeln, Eidechſen, Fröſchen, Schlangen, Inſecten, Würmern und Gewächſen. Die Eyer der Vögel und des Krokodils liebt ſie ganz beſonders; allein die Behauptung, daß ſie die Vermehrung des letztern ſchädlichen Thieres merklich vermindere, iſt nicht gegründet. Aber durch die Vertilgung einer unzähligen Menge von Mäuſen, Amphibien und Inſecten nutzt ſie allerdings ungemein viel, und

sie wurde daher in ihrem Vaterlande schon von den Alten für heilig gehalten. In Egypten hält man sie einzeln, so wie bey uns die Eichhörnchen, zum Vergnügen. Das Vorgeben, daß sie sich in den Sand verberge, dem Krokodile auflaure, ihm in den Leib krieche und seine Eingeweide, besonders die Leber verzehre, und sich sogar durchfresse, ist nichts weiter als ein Mährchen.

Der Marder und der Iltis gehören zu jenen Raubthieren, die bisweilen in den Häusern unter dem Federvieh große Verwüstungen anrichten, und denen man um so mehr nachstellt, da außerdem ihr Balg geschätzt und gut verkauft wird. Es gibt einen Steinmarder und einen Baummarder. Der erstere lebt in den gemäßigten Zonen von Europa und Asien, und hat die Größe einer mittelmäßigen Katze. Seine Kehle und sein Hals sind unten weiß. Er ist ein sehr flüchtiges, muntres und schlaues Thier, und hält sich am liebsten in Höhlen, oder in andern verborgenen Oertern, in alten Stadtmauern, Kirchen, Thürmen, unter den

Dächern, in Steinhaufen, Ställen, Klüften, Holzstößen, Scheuern und andern Gebäuden auf. Des Tags verhält er sich ruhig, des Nachts aber schleicht er herum und raubt, was er kann. Bey starken Gewittern rast er wild herum und macht einen großen Lärmen. Sein Gesicht und Geruch sind ausnehmend gut, und an Geschicklichkeit im Springen und Klettern fehlt es ihm durchaus nicht. Er fängt Mäuse, Maulwürfe, Frösche, Vögel, und mordet bisweilen Tauben, Hühner, junge Gänse, Aenten und andres Flügelwerk in Menge. Bricht er in ein Tauben- oder Hühnerhaus ein, so würgt er alles, was er vorfindet, ohne gerade alles zu verzehren; auch verursacht er durch seine stinkenden Ausdünstungen und Excremente einen so bösen Geruch, daß, wenn das Haus nicht besonders gereinigt und ausgeräuchert wird, keine Taube und Henne dasselbe wieder bezieht. Vogelbeeren, Pflaumen und Kirschen sind Leckerbissen für ihn. Seine Jungen lassen sich zähmen, und wenn man ihnen die scharfen Vorderzähne ausbricht, so sind es sehr possier-

liche Stubenthiere. Er wird geschossen und in Fallen gefangen. Seinen Balg gebraucht man zum Kleiderbesatz, zu Mannsmüffen, Mützen u. d. m. Die besten Bälge dieser Art erhält man aus Schweden und Rußland. Mit dem Kothe des Steinmarders verfälscht man häufig den Bisam und manches Räucherwerk.

Etwas größer und seltsamer ist der Baummarder, auch Feldmarder genannt, der die nördlichen Gegenden von Europa und Asien bewohnt, sich in hohlen Bäumen aufhält, und von Mäusen, Eichhörnchen, Haselnüssen, großen und kleinen Vögeln und von Eyern derselben nährt. Seine Kehle und der untere Theil des Halses sind dottergelb, und der übrige Körper außer den schwarzen Beinen und dem Schwanze von schöner kastanienbraunen Farbe. Er lebt bloß in dichten Wäldern, und nur höchst selten wagt er sich im Winter in Walddörfer. Sein Balg, der gefärbt und ungefärbt zu Frauenzimmer-Müffen, Palatinen und Kleiderbrämen gebraucht wird, ist eines der schönsten

Rauchwerke, und weit kostbarer als der des Steinmarders.

Dem Steinmarder ist in Rücksicht der Gestalt und Lebensart der Iltis sehr ähnlich; nur ist derselbe kleiner als jener, und auch im Klettern nicht so geschickt; desto behender aber im Laufen. Man findet ihn in den gemäßigten Gegenden Europens in Gebäuden, Wäldern und auf dem Felde. Vögel und Eyer frißt er am liebsten. Wenn er in ein Tauben- oder Hühnerhaus einbricht, so mordet er nicht alles darin, wie der grausame Steinmarder, sondern greift nach dem ersten, besten Stücke, würgt es, und eilt damit in sein Schlupfwinkel. Dessen ungeachtet richtet er da, wo er haust, unter dem Hausgeflügel großen Schaden an; daher stellt man ihm sehr nach, und fängt ihn gewöhnlich in Tellerfallen. In den Winter-Monathen gibt sein Balg ein gutes Pelzwerk, und seine langen Haare, besonders die am Schwanze, nimmt man gern zu Mahlerpinseln.

Die größte Aehnlichkeit mit dem Steinmarder in Rücksicht der Gestalt hat der Zo-

bel, dessen Balg ein treffliches, sehr geschätztes Pelzwerk gibt. Seine Länge beträgt ungefähr 16 Zoll; sein Kopf ist dick, die Schnauze spitzig, die Haare aber sind dunkelkastanienbraun, und der Mund und der Rand der Ohren weiß. Es gibt indeß auch braune und ganz schwarze mit einem Goldglanze, aschgraue mit röthlichem Glanze, schwarze mit Silberglanz, und ganz weiße, welche aber sehr selten sind. Der Zobel lebt in den einsamen, dichten Wäldern und felsigen Gegenden des nördlichen Asiens und Amerika, und zeichnet sich durch Behendigkeit, List und Verschlagenheit aus. Man kann ihn jedoch auch zähmen. Seine Nahrung sind Wieseln, Eichhörnchen, Hasen, Vögel, Beeren u. d. m. Am Tage ruht und schläft er; in der Nacht aber geht er seinem Raube nach. In Sibirien wird der Zobelfang von ganzen Gesellschaften von dreyßig bis vierzig Mann betrieben, die dabey oft drey bis vier Monathe lang vom Hause abwesend sind. Man tödtet diese Thiere durch aufgestellte Schlagbäume oder fängt sie mit Netzen. Den feinsten Zobelbäl-

gen, welche man paarweise zusammen näht, werden die Bäuche aufgeschnitten, die schlechten aber bleiben ganz. Oft wird an Ort und Stelle das Stück mit funfzig Rubeln und noch theurer bezahlt. Die Bäuche von guten Zobeln, wenn sie haarig und schwärzlich sind, gelten fünf bis zehn Rubel das Stück. Die Schwänze verkauft man hundertweise, und das hundert bezahlt man mit achtzehn bis zwanzig, das hundert Vorderfüße mit ungefähr funfzehn, das hundert Hinterfüße mit siebzehn Rubeln. Die besten Zobel kommen nach Rußland und weiter, besonders nach der Türkey, die schlechten nach China.

Unter den Ottern, die am Wasser leben und unter demselben auch schwimmen können, ist besonders der Fischotter und der Meerotter bemerkenswerth. Den ersten findet man einzeln in den nördlichen und gemäßigten Gegenden der ganzen Erde, den letztern an den Küsten des Meers, welches Asien von Amerika trennt. Der Fischotter erreicht in Europa eine Größe von zwey, in Amerika aber eine

von drey Fuß. Er hat kleine Augen, und kurze zugerundete Ohren. Sein Hals ist kurz, der Leib lang, die Füße breit, kurz und dick, die vordern unbehaart. Der Schwanz ist halb so kurz als der Leib und niedergedrückt, und läuft allmählich in eine Spitze aus. Der Balg hat ein meist hell kaffehbraunes, glattes und glänzendes Haar. Der gewöhnliche Aufenthalt des Fischotters sind Höhlen an Bächen, Flüssen, Teichen und Seen, die süßes Wasser führen. Seine liebste Nahrung sind Fische; außerdem frißt er auch Krebse, Frösche und Mäuse, und geht vorzüglich des Nachts auf den Fang aus. Die Jungen, die indeß schwer zubekommen sind, können gezähmt und zur Fischjagd abgerichtet werden. Man füttert sie mit Milch, Brot, Zugemüsen und Fischen. Das Fleisch der Fischotter ist zähe und unschmackhaft. Einer wiegt oft 40 Pfund. Der Balg, der Sommer und Winter seine Güte behält, ist wegen seines schönen, lange dauernden und durch keine Witterung wegzuwischenden Glanzes ein sehr kostbares Rauchwerk. Die Kirsch-

ner machen daraus Schlafdecken, Müffe, Strümpfe und Schuhe, und brauchen ihn auch zu Verbrämungen. Die feinen Haare geben Hüte, und aus den Schwanzhaaren werden Pinsel verfertigt. Aus Amerika, besonders aus Virginien und Canada, kommen die besten Fischotterbälge.

Der Meerotter wird ungefähr drey Fuß lang. Sein Fell ist außerordentlich dick, und mit langen, schwarzglänzenden Haaren, unter welchen noch ein weiches Dünenhaar steht, besetzt. Die große Schwärze des Fells ist in Nord-Amerika zum Sprichworte geworden: „So schwarz, wie eine Meerotter!" — Er ist im Laufen und Schwimmen sehr geschickt und behende, schlau, aber dabey furchtsam und unschädlich. Das Weibchen liebt seine Jungen so zärtlich, daß es dieselben niemahls verläßt, und wenn man sie ihm raubt, keine Nahrung mehr zu sich nimmt, und an dem Orte, wo ihm das Unglück begegnet ist, seinen Geist aufgibt. Auch die Alten lieben einander sehr, tändeln mit einander, und umarmen und küs-

sen sich oft. Werden sie angefallen, so setzen sie sich nie zur Wehre, sondern suchen sich bloß durch die Flucht zu retten. Sie nähren sich von Fischen, Krabben und Schalthieren, und wegen ihres kostbaren Balges, der in Rußland mit 90 bis 140 Rubeln bezahlt wird, stellt man ihnen sehr nach.

Ein bekanntes und bemerkenswerthes Raubthier ist der Bär, von dem es acht Arten gibt. Der Landbär ist am meisten bekannt, da er in allen vier Welttheilen, die heißen Zonen ausgenommen, angetroffen, und besonders von Pohlnischen Bärenführern viel herumgeführt wird. In Deutschland ist er fast ganz ausgerottet, und wird nur noch einzeln in Böhmen und Oestreich angetroffen. Er hat einen dicken Kopf, eine abgestumpfte Schnauze und einen kurzen Schwanz. Der ganze Leib ist mit langen Haaren bedeckt, die ihm ein ungestaltes Ansehen geben. Die Farbe ist entweder braun oder schwarz. Weiße Landbären kommen zwar in den kältern Gegenden vor, gehören aber doch unter die Seltenheiten. Das Thier

liebt waldige, einsame Gegenden, wüste, bergige Länder, Sümpfe, Felsklippen u. d. m. Den Winter bringt es zwar nicht schlafend, aber doch in ununterbrochener Ruhe, gewöhnlich in Höhlen, zu. Sein Gesicht, Gehör und Gefühl sind sehr vorzüglich, und sein Geruch viel feiner als bey irgend einem andern Thiere. Er hat wohl ein sehr plumpes Ansehen, aber dabey ist er nichts weniger als träge; er geht geschickt auf den Hinterbeinen, läuft schnell in Ebenen und auf Bergen, steigt mit der Behendigkeit einer Katze auf Bäume, und ist im Schwimmen nicht ungeschickt. Wird er angefallen, so schlägt er auf seinen Feind mit den vordern Füßen los, oder tödtet ihn mit Umarmungen. Menschen werden von ihm nur dann angegriffen, wenn er gereizt worden ist. Er nährt sich aus dem Thier- und Pflanzenreiche, frißt frisches Fleisch und Aas von Pferden, Rindern, Schafen u. d. m., aber auch Beeren, wildes Obst, Getreide und Wurzeln, und Honig von wilden Bienen und Hummeln ist für ihn ein Leckerbissen. Ist er noch jung, so kann er

leicht gezähmt und zu allerhand Kunststücken abgerichtet werden. Die Pohlen geben sich damit vorzüglich ab. Gefangen und getödtet wird das Thier auf verschiedene Weise. Die Bärenjagd ist übrigens mit Gefahren verbunden, und schon mancher Jäger hat dabey sein Leben eingebüßt. In Kamtschatka gehen die Jäger mit einem starken, scharfzugespitzten Eisen und einem Messer muthig auf dieses Raubthier los, stoßen ihm die Hand mit dem spitzigen Eisen in den Rachen, und stechen es ohne alle Gefahr todt. Das Fleisch des Bären hat zwar einen unangenehmen Geruch, aber von den Nordländern wird es doch gegessen; allgemein geschätzt sind die Schinken, die Zunge und der Kopf, und die Tatzen kommen als Delicatesse auf die Tafeln der Vornehmen und Großen von Europa. Ein Bär wiegt oft 200 Pfund und drüber. Das Fett, dessen er viel hat, ist weiß, angenehm, gesund, wird nicht leicht ranzig, kommt an Güte dem Baumöhle gleich, und wird theils an Speisen, theils als Heilungsmittel verbraucht. Die Bärenhaut ist für kalte Gegenden ein treff-

liches Pelzwerk, und die Rauchwaarhändler in Pohlen und Rußland treiben damit einen starken Handel.

Der Eisbär, der sich an den Küsten der nördlichen Eismeere aufhält, unterscheidet sich vom Landbäre durch seinen längern Kopf und Hals, seinen kürzern Schwanz und seine sehr kurzen, zugerundeten Ohren. Er wird sieben bis acht Fuß lang, und wiegt ohne Kopf, Haut und Eingeweide oft 600 Pfund und drüber. Sein Haar ist lang, und gelinde wie Wolle, milchweiß, ins Gelbliche fallend und glänzend. Viele Inseln des Eismeeres, besonders Spitzbergen, und die weit ausgebreiteten Eisfelder jenes Meeres wimmeln von Eisbären. Bisweilen schwimmen diese mit den großen Eisschollen bis an die nördlichen Küsten von Island und Norwegen, bleiben aber nicht dort, sondern kehren auf andern Eisschollen wieder zurück. Tiefer ins Land gehen sie nie. Ihre Nahrung sind Fische, besonders gefrorne, Wasservögel, todte Seehunde, Wallfische u. d. m. Sie gehen auch auf Menschen los, fallen zahme und wilde Thiere

an, graben Leichen aus, und freſſen ſelbſt ihres Gleichen. Im Schwimmen ſind ſie recht geſchickt. Ihr Fett gleicht dem Wallfiſchthran, das Fleiſch iſt eßbar, und die Haut gibt ein warmes, dauerhaftes Pelzwerk.

Der Dachs, der ſich in den waldigen Gegenden Deutſchlands aufhält, gehört zu den bekannten Raubthieren. Seine Beine ſind kurz, und wegen der langen Haare, die ſie verbergen, ſcheint der Bauch faſt auf der Erde aufzuliegen. Die Vorderbeine ſind zum Graben geſchickt, und haben ſehr lange Krallen. An Geſtalt ähnelt er dem Schweine. Die dicke Haut iſt mit borſtenartigen, fettigen, unſaubern Haaren beſetzt. Er wird über zwey Fuß lang, iſt träge, faullenzt den ganzen Winter hindurch in unterirdiſchen Höhlen, und ſaugt, wenn er nicht ſchläft, die ſchmierige Feuchtigkeit, die ſich in dem unter ſeinem kurzen Schwanze befindlichen Sacke ſammelt. Bloß des Nachts geht er aus ſeinem Bau und ſeiner Nahrung nach. Dieſe beſteht in verſchiedenen Wurzeln, Inſecten, Schnecken, Regenwürmern, Vogeleyern, jun-

gen Vögeln, jungen Hasen, Fröschen, Schlangen und Eidechsen, Eicheln, Bucheckern u. d. m. Man fängt ihn in Tellerfallen, oder gräbt ihn aus, indem man Dachshunde in den Bau schickt, die durch das Bellen den Ort anzeigen, wo er liegt. Das Dachsfleisch wird, seines süßlichen Geschmackes ungeachtet, gegessen, das Dachsfett von Aerzten als heilsam gerühmt und die Dachshaut, die so fest ist, das weder Nässe, noch Regen durchdringen kann, sehr geschätzt.

Der Vielfraß, der wegen seiner Gefräßigkeit so sehr verrufen ist, ob er gleich nicht mehr frißt als ein anderes gefräßiges Rauhthier, hat ungefähr die Größe eines Dachshundes und in seiner Gestalt und Lebensart vieles mit dem Dachse gemein. Er hält sich in nördlichen Ländern auf, und streift auch im Winter herum. Durch seine List bezwingt er Rennthiere, Elenne, Pferde und andere große Thiere, indem er ihnen auf den Bäumen auflauert, im Vorübergehen auf ihren Rücken springt, und sie todt quält. Den Lappländern plündert

er oft die Vorrathskammern von Fleisch, Butter und Fischen aus. Sonst wurde sein Balg höher geschätzt als jetzt.

Unter den Beutelthieren ist besonders das Känguruh bemerkenswerth, das aufgewachsen so groß ist wie ein Schaf, gegen 80 Pfund wiegt, und erst durch des Weltumseglers Cooks erste Reise nach der Südsee bekannt worden ist. Es lebt vorzüglich in Süd-Wallis. Die Bildung seines Kopfes ist, wie bey dem Windspiele; der Vorderleib dünn, der Hinterleib dick, der Schwanz lang und dünn. Die Farbe ist gelblichgrau, gegen den Bauch zu weißlich. Die Hinterfüße sind fast drey Mahl länger als die Vorderfüße. Nie geht es auf vier Füßen, sondern hüpft nur auf den Hinterfüßen mit großen Sätzen fort, und bringt die Speise mit den vordern zum Munde. Sein Fleisch ist sehr schmackhaft. In der Menagerie zu Schönbrunn bey Wien sind mehrere Känguruh zu sehen.

Der Maulwurf, die Spitzmaus und der Igel gehören gleichfalls zu den Raubthie-

ren. Sie sind aber zu bekannt, als daß es nöthig wäre, sich bey ihnen länger aufzuhalten. So gefährlich und in mancher Hinsicht schädlich auch die meisten Thiere der vierten Ordnung seyn mögen: so ist es doch entschieden, daß keines von ihnen ganz ohne Nutzen ist. Jedes derselben gewährt in der großen Haushaltung der Natur irgend einen Vortheil, und viele sind den Menschen in mehrern Rücksichten in hohem Grade nützlich. Auch sie sind ein redender Beweis, daß der weise und gütige Urheber des Weltalls nichts geschaffen hat, was nicht in manchem Betrachte nothwendig und Vortheil bringend wäre, auch wenn es bey dem ersten Anblicke unnütz und schädlich scheinen sollte. Und wer kann wissen, ob an dergleichen Natur-Ereignissen weiterhin nicht noch viele gute Eigenschaften, die uns in diesem Augenblicke noch unbekannt sind, entdeckt werden!

V.

Hildegunde und Euphrosine.

In einer sehr anmuthigen, schönen Gegend wohnte eine liebenswürdige Familie, die ihr Vergnügen darin fand, Gutes zu thun und andere froh und glücklich zu machen. Der Hausvater hieß Edelberg, seine Gattinn Adelheide. Ihr Grundsatz war, thätig zu seyn, von dem Wege der Redlichkeit nie abzuweichen, und andere mit Wohlwollen und Liebe zu umfassen.

Traubenthal hieß die Stadt, in welcher diese guten Menschen lebten. Sie waren zwar nicht reich, aber sie hatten ein ehrliches Auskommen, und da sie einfach und genügsam lebten, so erübrigten sie von ihren Einkünften

so viel, daß sie andern manche Wohlthaten erweisen konnten. Man muß sparsam seyn und sich mit wenigem begnügen, sagte Herr Edelberg oft, nicht nur, um auszukommen, sondern auch, um die süßen Freuden der Wohlthätigkeit genießen zu können.

Einen großen, kostbaren Schatz besaßen Edelberg und Adelheide — zwey hoffnungsvolle, liebenswürdige Töchter. Hildegunde und Euphrosine hießen sie. Von der Natur mit schönen Geistesanlagen ausgestattet, machten sie im Lernen die besten Fortschritte, und scheuten dabey keine Mühe und Anstrengung. Den Aeltern lag ungemein viel daran, daß ihre Töchter den Geist mit Sorgfalt ausbildeten, und sich durch Verstand und jene Kenntnisse auszeichneten, die keinem fehlen sollten, der auf Bildung Anspruch macht.

Einmahl befanden sich Hildegunde und Euphrosine mit ihren Aeltern in einer großen und dabey sehr gemischten Gesellschaft. Es waren auch einige Mädchen von hohem Adel zugegen. Ihr Anzug war geschmackvoll und

kostbar, und an Schmuck übertrafen sie alle übrigen. Auch schienen sie dieses sehr wohl zu wissen. Man merkte es ihnen nur zu deutlich an, daß sie sich auf ihre hohe Geburt, ihren Anzug und den Reichthum, den ihre Aeltern besaßen, nicht wenig einbildeten. Sie thaten sehr vornehm, übersahen die andern, und ließen sich kaum herbey, mit ihnen zu sprechen. Dieß mißfiel allgemein, und man tadelte im Stillen das Betragen dieser Stolzen.

Einer von der Gesellschaft, der den Scherz liebte und alle Steifheit und Aufgeblasenheit haßte, ärgerte sich nicht wenig über das anstößige Benehmen dieser hochmüthigen Mädchen. Er schlug ein Spiel vor, bey welchem fast alles auf Gewandtheit des Geistes ankam. Jene vornehm thuenden Mädchen wurden in das Spiel mit hineingezogen. Aber wie linkisch und verlegen benahmen sie sich dabey! Es wurden ihnen mehrere Fragen vorgelegt. Sie beantworteten sie zum Theil gar nicht, zum Theil sehr unrichtig. Sie sollten aus dieser und jener Wissenschaft etwas erzählen. Aber sie verstumm-

ten; denn sie waren mit diesen Wissenschaften fast ganz unbekannt. Ueberhaupt verriethen sie eine so große Unwissenheit und so viel Mangel an Bildung, daß man darüber erstaunen mußte. Sie fühlten dieses selbst, und schämten sich nicht wenig.

Noch in größere Verlegenheit geriethen sie, als sie sahen, wie geschickt und gewandt sich die übrigen Mädchen bey dem Spiele benahmen, auf die sie bisher mit Geringschätzung herabgesehen hatten. Diese Mädchen blieben keine Antwort schuldig, und bewiesen, daß sie nicht ohne mannigfaltige Kenntnisse waren. Man gab ihnen allgemein seine Zufriedenheit und seinen Beyfall zu erkennen, und derjenige, der das Spiel angeordnet hatte (er hieß Theowill), ließ die Worte fallen: Wie schön ist es doch, wenn der Mensch einen gebildeten Geist besitzt; der ist mehr werth, als aller Schmuck und Reichthum.

Bey dieser Bemerkung ließ er es übrigens nicht bewenden. Er that noch mehr. Mitten in dem Zimmer, in welchen sich die Spielenden

befanden, stellte er einen Perückenstock auf, und schmückte denselben mit schönen Spitzen, goldnen Ketten und Perlen aus. Als dieß geschehen war, ermahnte er die versammelten Mädchen, diesem Perückenstocke alle Aufmerksamkeit und Verehrung zu bezeigen.

Die Mädchen fingen an zu lächeln und sprachen: Was ist an diesem Popanze zu verehren?

Was an ihm zu verehren ist? erwiederte Theowill. Wie können Sie, meine Damen, so fragen? Sehen Sie diese herrliche Figur doch nur recht an. Wie kostbar ist ihr Schmuck! Schwer sind diese goldnen Ketten; theuer diese Brabanter Spitzen; von ungemeiner Klarheit und Schönheit diese orientalischen Perlen! Gestehen Sie, daß diese Figur von großem Werthe ist, und haben Sie Respect vor ihr!

Beseelen Sie uns dieselbe, sprach Hildegunde; machen Sie, daß sie durch ihren Verstand und ihre Bildung Achtung gebiethe, und wir werden keinen Augenblick anstehen, ihr die gebührende Achtung zu beweisen. Aber einem Perückenstocke können wir unmöglich Respect

bezeigen, und wenn er auch ganz von Gold und Juwelen wäre.

Und doch gibt es auf der Welt, versetzte Theowill, eine beträchtliche Anzahl von Perückenstöcken, die andern zumuthen, sich vor ihnen ehrerbiethig zu beugen, und das darum, weil sie kostbar geschmückt sind. — Doch lassen Sie mich ernsthaft von einer sehr ernsten Sache sprechen, und werden Sie nicht ungeduldig, daß ich Ihnen eine kurze Predigt halte.

Es gibt so viele Menschen auf Erden — fuhr Theowill fort — die eine sehr große Meinung von sich selbst haben, und von andern verlangen, daß sie ihnen mit aller Aufmerksamkeit und Ehrerbiethung begegnen. Und was sind dieß oft für Menschen? Prüft man sie genauer, so findet man häufig, daß sie durchaus nichts besitzen, was ihnen einen wirklichen Werth gäbe. Ihr Geist ist roh, und es fehlt ihnen an wahrer Bildung und an jenen Kenntnissen, in deren Besitz sich jeder setzen sollte, der nicht zu den rohen Menschen-Classen gezählt werden will. Wie viele Damen dieser Art gibt es auf

er oft die Vorrathskammern von Fleisch, Butter und Fischen aus. Sonst wurde sein Balg höher geschätzt als jetzt.

Unter den Beutelthieren ist besonders das Känguruh bemerkenswerth, das aufgewachsen so groß ist wie ein Schaf, gegen 80 Pfund wiegt, und erst durch des Weltumseglers Cooks erste Reise nach der Südsee bekannt worden ist. Es lebt vorzüglich in Süd-Wallis. Die Bildung seines Kopfes ist, wie bey dem Windspiele; der Vorderleib dünn, der Hinterleib dick, der Schwanz lang und dünn. Die Farbe ist gelblichgrau, gegen den Bauch zu weißlich. Die Hinterfüße sind fast drey Mahl länger als die Vorderfüße. Nie geht es auf vier Füßen, sondern hüpft nur auf den Hinterfüßen mit großen Sätzen fort, und bringt die Speise mit den vordern zum Munde. Sein Fleisch ist sehr schmackhaft. In der Menagerie zu Schönbrunn bey Wien sind mehrere Känguruh zu sehen.

Der Maulwurf, die Spitzmaus und der Igel gehören gleichfalls zu den Raubthie-

ren. Sie sind aber zu bekannt, als daß es nöthig wäre, sich bey ihnen länger aufzuhalten. So gefährlich und in mancher Hinsicht schädlich auch die meisten Thiere der vierten Ordnung seyn mögen: so ist es doch entschieden, daß keines von ihnen ganz ohne Nutzen ist. Jedes derselben gewähret in der großen Haushaltung der Natur irgend einen Vortheil, und viele sind den Menschen in mehrern Rücksichten in hohem Grade nützlich. Auch sie sind ein redender Beweis, daß der weise und gütige Urheber des Weltalls nichts geschaffen hat, was nicht in manchem Betrachte nothwendig und Vortheil bringend wäre, auch wenn es bey dem ersten Anblicke unnütz und schädlich scheinen sollte. Und wer kann wissen, ob an dergleichen Natur-Ereignissen weiterhin nicht noch viele gute Eigenschaften, die uns in diesem Augenblicke noch unbekannt sind, entdeckt werden!

V.

Hildegunde und Euphrosine.

In einer sehr anmuthigen, schönen Gegend wohnte eine liebenswürdige Familie, die ihr Vergnügen darin fand, Gutes zu thun und andere froh und glücklich zu machen. Der Hausvater hieß Edelberg, seine Gattinn Adelheide. Ihr Grundsatz war, thätig zu seyn, von dem Wege der Redlichkeit nie abzuweichen, und andere mit Wohlwollen und Liebe zu umfassen.

Traubenthal hieß die Stadt, in welcher diese guten Menschen lebten. Sie waren zwar nicht reich, aber sie hatten ein ehrliches Auskommen, und da sie einfach und genügsam lebten, so erübrigten sie von ihren Einkünften

so viel, daß sie andern manche Wohlthaten erweisen konnten. Man muß sparsam seyn und sich mit wenigem begnügen, sagte Herr Edelberg oft, nicht nur, um auszukommen, sondern auch, um die süßen Freuden der Wohlthätigkeit genießen zu können.

Einen großen, kostbaren Schatz besaßen Edelberg und Adelheide — zwey hoffnungsvolle, liebenswürdige Töchter. Hildegunde und Euphrosine hießen sie. Von der Natur mit schönen Geistesanlagen ausgestattet, machten sie im Lernen die besten Fortschritte, und scheuten dabey keine Mühe und Anstrengung. Den Aeltern lag ungemein viel daran, daß ihre Töchter den Geist mit Sorgfalt ausbildeten, und sich durch Verstand und jene Kenntnisse auszeichneten, die keinem fehlen sollten, der auf Bildung Anspruch macht.

Einmahl befanden sich Hildegunde und Euphrosine mit ihren Aeltern in einer großen und dabey sehr gemischten Gesellschaft. Es waren auch einige Mädchen von hohem Adel zugegen. Ihr Anzug war geschmackvoll und

kostbar, und an Schmuck übertrafen sie alle übrigen. Auch schienen sie dieses sehr wohl zu wissen. Man merkte es ihnen nur zu deutlich an, daß sie sich auf ihre hohe Geburt, ihren Anzug und den Reichthum, den ihre Aeltern besaßen, nicht wenig einbildeten. Sie thaten sehr vornehm, übersahen die andern, und ließen sich kaum herbey, mit ihnen zu sprechen. Dieß mißfiel allgemein, und man tadelte im Stillen das Betragen dieser Stolzen.

Einer von der Gesellschaft, der den Scherz liebte und alle Steifheit und Aufgeblasenheit haßte, ärgerte sich nicht wenig über das anstößige Benehmen dieser hochmüthigen Mädchen. Er schlug ein Spiel vor, bey welchem fast alles auf Gewandtheit des Geistes ankam. Jene vornehm thuenden Mädchen wurden in das Spiel mit hineingezogen. Aber wie linkisch und verlegen benahmen sie sich dabey! Es wurden ihnen mehrere Fragen vorgelegt. Sie beantworteten sie zum Theil gar nicht, zum Theil sehr unrichtig. Sie sollten aus dieser und jener Wissenschaft etwas erzählen. Aber sie verstumm-

ten; denn sie waren mit diesen Wissenschaften fast ganz unbekannt. Ueberhaupt verriethen sie eine so große Unwissenheit und so viel Mangel an Bildung, daß man darüber erstaunen mußte. Sie fühlten dieses selbst, und schämten sich nicht wenig.

Noch in größere Verlegenheit geriethen sie, als sie sahen, wie geschickt und gewandt sich die übrigen Mädchen bey dem Spiele benahmen, auf die sie bisher mit Geringschätzung herabgesehen hatten. Diese Mädchen blieben keine Antwort schuldig, und bewiesen, daß sie nicht ohne mannigfaltige Kenntnisse waren. Man gab ihnen allgemein seine Zufriedenheit und seinen Beyfall zu erkennen, und derjenige, der das Spiel angeordnet hatte (er hieß Theowill), ließ die Worte fallen: Wie schön ist es doch, wenn der Mensch einen gebildeten Geist besitzt; der ist mehr werth, als aller Schmuck und Reichthum.

Bey dieser Bemerkung ließ er es übrigens nicht bewenden. Er that noch mehr. Mitten in dem Zimmer, in welchen sich die Spielenden

befanden, stellte er einen Perückenstock auf, und schmückte denselben mit schönen Spitzen, goldnen Ketten und Perlen aus. Als dieß geschehen war, ermahnte er die versammelten Mädchen, diesem Perückenstocke alle Aufmerksamkeit und Verehrung zu bezeigen.

Die Mädchen fingen an zu lächeln und sprachen: Was ist an diesem Popanze zu verehren?

Was an ihm zu verehren ist? erwiederte Theowill. Wie können Sie, meine Damen, so fragen? Sehen Sie diese herrliche Figur doch nur recht an. Wie kostbar ist ihr Schmuck! Schwer sind diese goldnen Ketten; theuer diese Brabanter Spitzen; von ungemeiner Klarheit und Schönheit diese orientalischen Perlen! Gestehen Sie, daß diese Figur von großem Werthe ist, und haben Sie Respect vor ihr!

Beseelen Sie uns dieselbe, sprach Hildegunde; machen Sie, daß sie durch ihren Verstand und ihre Bildung Achtung gebiethe, und wir werden keinen Augenblick anstehen, ihr die gebührende Achtung zu beweisen. Aber einem Perückenstocke können wir unmöglich Respect

bezeigen, und wenn er auch ganz von Gold und Juwelen wäre.

Und doch gibt es auf der Welt, versetzte Theowill, eine beträchtliche Anzahl von Perückenstöcken, die andern zumuthen, sich vor ihnen ehrerbiethig zu beugen, und das darum, weil sie kostbar geschmückt sind. — Doch lassen Sie mich ernsthaft von einer sehr ernsten Sache sprechen, und werden Sie nicht ungeduldig, daß ich Ihnen eine kurze Predigt halte.

Es gibt so viele Menschen auf Erden — fuhr Theowill fort — die eine sehr große Meinung von sich selbst haben, und von andern verlangen, daß sie ihnen mit aller Aufmerksamkeit und Ehrerbiethung begegnen. Und was sind dieß oft für Menschen? Prüft man sie genauer, so findet man häufig, daß sie durchaus nichts besitzen, was ihnen einen wirklichen Werth gäbe. Ihr Geist ist roh, und es fehlt ihnen an wahrer Bildung und an jenen Kenntnissen, in deren Besitz sich jeder setzen sollte, der nicht zu den rohen Menschen-Classen gezählt werden will. Wie viele Damen dieser Art gibt es auf

der Welt! Alles, was sie verstehen, beschränkt sich oft darauf, daß sie ihre äußerliche Gestalt aufzuputzen, einige allgemeine Höflichkeitsformeln herzusagen, in Gesellschaft vornehm zu thun, in der Charte zu spielen, und bisweilen höchstens durch einige musikalische Fertigkeit das Ohr zu vergnügen wissen, im übrigen aber ungebildet und unwissend sind. Was sie daher besitzen, sind wahre Kleinigkeiten, kaum der Rede werth. Auf sie können sie unmöglich ein Gewicht legen. Was ist es also, worauf sie stolz sind? Bald ist es ihre hohe Geburt, auf die sie sich viel einbilden. Aber kann ihnen diese wohl ersetzen, was ihnen abgeht? kann die Geburt an sich allein ihnen wahre Hochachtung verschaffen? Nur ein Thor könnte diese Frage bejahen. Bald sind es die Reichthümer, in deren Besitze sie sich befinden, und die kostbaren Schmucksachen, mit denen sie ihren Körper zieren, was sie auf den thörichten Gedanken bringt, sie wären Personen von großer Wichtigkeit, und andere müßten ihnen den Vorrang lassen, sie anstaunen und demuthsvoll verehren. Aber wenn

sie an sich selbst nichts sind, und erst durch ihren Schmuck und ihr Vermögen zu etwas gemacht werden sollen: so wird ihnen wahrlich kein Vernünftiger wahre Achtung beweisen. Diese gebührt nur den inneren Vorzügen des Menschen, den Vorzügen des Geistes und Herzens. Sie haben sich geweigert, diesem Perückenstocke hier Ihren Respect zu bezeigen, ob er gleich mit kostbarem Schmucke beladen ist. Sind aber jene Eingebildeten wohl viel mehr als geistlose Perückenstöcke und Popanze, behangen mit Juwelen, Perlen, kostbaren Spitzen, und anderem Schmucke? Was sollen wir nun an ihnen achten? Sie selbst? Aber sie selbst sind ja nichts, denn es mangelt ihnen an den wahren, innern Vorzügen. Oder sollen wir uns ehrfurchtsvoll vor ihrem Schmucksachen beugen? Dann müßten wir über uns selbst lachen. — Das sehen Sie, meine Damen, alles wohl ein. Ziehen Sie daraus die Lehre: daß des Menschen eigentlicher Werth und sein wahrer, höchster Schmuck in einem gebildeten Geiste und einem guten, veredelten Herzen bestehe, und

ringen Sie immer vor allem andern nach dieſem Schmucke.

Theowill trug nun den Perückenſtock fort, und ordnete ein anderes Spiel an. Seine kleine Anrede blieb nicht ohne wohlthätigen Eindruck. Sie war beſchämend für die eitlen, vornehm thuenden Thörinnen, und ermunternd für die übrigen Mädchen.

Hildegunde und Euphroſine waren zwar nicht gewöhnt, von andern Böſes zu reden; aber dießmahl konnten ſie ſich nicht enthalten, zu Hauſe gegen ihre Aeltern das Benehmen der ſtolzen, hochmüthigen Mädchen zu tadeln.

Was Theowill bemerkt hat, ſprach der Vater, iſt auch meine Meinung. Es iſt wahre Thorheit, wenn man auf Geburt und Reichthum ein ſo großes Gewicht legt, daß man glaubt, alles Uebrige dabey entbehren zu können. Außerdem iſt es höchſt unangenehm, wenn man bey vornehm thuenden, äußerlich wohl geſchmückten Menſchen die Entdeckung macht, daß unter ihrem blendenden Aeußern

eine rohe, ungebildete Seele verborgen ist. Man hatte bey ihnen eine vorzügliche Bildung erwartet, und sieht sich nun so schmerzlich getäuscht. Wendet die Lehre an, meine Töchter, die Theowill gegeben hat, und bildet euern Geist immer mehr aus. Seyd dabey frey von aller Eitelkeit und allem Stolze. Man macht durch diese Fehler unangenehme Eindrücke auf andere. Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit zieren dagegen jedermann, besonders Mädchen; sie gehören zu den lieblichsten Blumen in dem Kranze weiblicher Liebenswürdigkeit.

Nicht vergebens waren diese Worte des redlichen Vaters gesprochen. Hildegunde und Euphrosine wandten auf die Ausbildung ihres Geistes von nun an noch mehr Mühe. Manches, was sie in ihren Lehrstunden bisher zu trocken gefunden, und daher nicht mit Eifer und Liebe betrieben hatten, gewannen sie jetzt lieb, und suchten sich desselben ganz zu bemächtigen. Auch das Schwerste ergriffen sie mit Lust, und sie waren sogar dagegen, wenn der Lehrer ihnen etwas erleichtern wollte. Lassen

Sie uns immer unsern Geist anstrengen, sagten sie wiederhohlt zu ihm; Anstrengung bildet und stärkt den Geist am besten.

Der Lehrer hatte an seinen Schülerinnen die größte Freude, und diese kamen in den Besitz der mannigfaltigsten Kenntnisse und Einsichten. Weit davon entfernt, gelehrte Frauenzimmer zu werden, wurden sie doch sehr gebildete und verständige Mädchen, an denen jedermann ein großes Wohlgefallen hatte.

Einmahl kamen Hildegunde und Euphrosine wieder in Gesellschaft. Diese war sehr munter und fröhlich, besonders befanden sich einige Mädchen in derselben, die fast ausgelassen lustig waren. Unter ihnen zeichnete sich vorzüglich Eulalia und Beate, Töchter eines Großhändlers, aus. Sie besaßen eine ungewöhnliche Bildung des Geistes, und alles, was sie sagten, war treffend, sinnreich und witzig. Sie überströmten von witzigen Einfällen, konnte man bey ihnen sagen. Die Gesellschaft mußte viel lachen, und jedermann bewunderte

die ungemeine Gewandtheit des Geistes dieser zwey Schwestern.

Und doch fühlte niemand wahre Achtung für Eulalia und Beate. Man tadelte sie vielmehr im Herzen, und unter den Anwesenden gab es auch nicht Eine Mutter, die gewünscht hätte, in ihnen eigne Töchter zu erblicken.

Die Ursache davon lag in dem einfachen Umstande, daß die erwähnten zwey Schwestern in ihren Reden und in ihrem ganzen Benehmen die Grenzen der Bescheidenheit und der Sittsamkeit überschritten, und durch manche Aeußerungen ein unedles Herz verriethen. Ihre Urtheile über andere waren sehr vorschnell und lieblos; groß und beleidigend ihre Spottlust. Dieß machte auf jeden, der sie näher kennen lernte, einen unangenehmen Eindruck, und man mied ihren Umgang, ob man gleich ihre witzigen Einfälle belachte, wenn man gerade durch Umstände gezwungen war, in ihrer Gesellschaft zu seyn.

Herr Edelberg und Adelheide, seine Gattinn, waren begierig, zu erfahren, welchen Eindruck Eulaliens und Beatens Benehmen auf die Töchter gemacht habe. Diese äußerten: sie hätten sich über die Gewandtheit des Geistes gefreut, die man den zwey Schwestern nicht streitig machen könne; aber sie müßten aufrichtig gestehen, Vertraueu hätten sie zu ihnen nicht fassen können; ihr ganzes Benehmen verrathe ein verwahrloftes Herz.

Vater und Mutter empfanden über dieses Urtheil ihrer Töchter viel Vergnügen. Es stimmte mit ihren Ansichten von Eulalien und Beaten und mit der Wahrheit ganz überein, und Edelberg bemerkte bey dieser Gelegenheit: Wo sich Geist und Verstandesbildung offenbart, da verweilen wir mit Vergnügen. Aber damit allein begnügen wir uns noch nicht. So schätzbar uns immer ein Mensch von Kenntnissen und Einsichten ist: so können wir uns doch unmöglich mit Vertrauen und Liebe an ihn anschließen, wenn er nicht auch ein gutes, redliches, wohlwollendes Herz besitzt. Was hilft es

den zwey Großhändlers-Töchtern, daß sie geistreich sprechen und von witzigen Einfällen gleichsam überströmen. Man liebt sie nicht, man mißtrauet ihnen, man meidet ihre Gesellschaft; denn man weiß, ihr Herz stehet mit ihrem Verstande nicht in dem richtigen Verhältnisse; man kennt sie als lieblose, spottsüchtige Geschöpfe. O meine guten Töchter, glaubet nie, daß ihr schon alles gethan, wenn ihr euch in den Besitz von Kenntnissen und einer ausgezeichneten Bildung des Geistes gesetzt habt. Nehmet ihr nicht auch auf euer Herz und die nöthige Veredlung desselben die gehörige Rücksicht, verbindet ihr nicht mit eurer geistigen Bildung Güte des sittlichen Charakters, ein reines, wohlwollendes, edles Gemüth: so seyd ihr sehr unvollkommne Geschöpfe; es fehlet euch dann an dem Besten, was der Mensch besitzen kann, und ihr dürfet nie auf die Achtung und das Vertrauen der Vernünftigen und Guten rechnen. Nur der Mensch, der verständig und zugleich redlich ist, hat gerechte Ansprüche auf Hochachtung, Zutrauen und Liebe.

So benutzte Herr Edelberg jede Gelegenheit, auf den Geist und das Herz seiner Töchter wohlthätig einzuwirken. Die Mutter that desgleichen, und die redlichen Bemühungen der vernünftigen Aeltern blieben nicht ohne den gewünschten Erfolg.

Sehr glücklich gediehen Hildegunde und Euphrosine unter einer so guten, weisen Leitung. Sie zeichneten sich vor allen Mädchen der Stadt und der ganzen umliegenden Gegend vortheilhaft aus. Doch eben weil ihre Erziehung von der rings herum herrschenden merklich abwich, fehlte es nicht an Tadlern, die sie mißbilligten und sonderbar nannten. Oft genug hat das Naturgemäße und Vernünftige das Schicksal, von der herrschenden Thorheit und Verkehrtheit als sonderbar und auffallend bezeichnet und verschrieen zu werden. Aber der Verständige läßt sich dadurch nicht irre machen, und bleibt seinen wohlgeprüften Grundsätzen unerschütterlich treu, das Geschrey der Thoren nicht achtend.

So handelte auch Edelberg. Was man auch immer über seine Art, die Töchter zu behandeln, urtheilen mochte — er änderte seine Erziehungsweise nicht; denn zu sehr war er von der Richtigkeit und Zweckmäßigkeit derselben überzeugt.

Man tadelte besonders, daß Edelberg mit so vieler Strenge bey seinen Töchtern auf dasjenige sah, was man gewöhnlich Sittsamkeit und Ehrbarkeit nennt; daß er sie zu rastloser Thätigkeit anhielt, und selbst mit gröberen Arbeiten nicht verschonte; daß er sie mit sichtbarer Sorgfalt vor zu vielen Zerstreuungen zu bewahren suchte, und sie deßhalb nur selten an Gesellschaften und öffentlichen Vergnügungen Theil nehmen ließ.

Edelbergs Töchter, hieß es bey vielen, lernen die Welt zu wenig kennen; sie werden sich einst in der Welt nicht zu benehmen wissen; sie leben fast wie im Kloster; jungen Männern wird der Umgang mit ihnen nicht recht gestattet; sie können sich darauf gefaßt halten, alte Jungfern zu bleiben.

Das Letztere wurde Herrn Edelberg einmahl gerade ins Gesicht gesagt. Er lächelte darüber, und sprach: Als wenn es nicht viele rechtschaffene, edle alte Jungfern gäbe, die weit achtungswürdiger und auch glücklicher sind, als tausende von thörichten und leichtsinnigen Frauen!

Was so viele Tadelsüchtige behaupteten, als wenn Edelbergs Töchter sich in die Welt nicht schicken würden, zeigte sich bald genug als ungegründet. Hildegunde und Euphrosine benahmen sich, besonders als sie älter waren, im Umgange und in Gesellschaft jeder Art so verständig und schicklich, daß sie überall gute Eindrücke machten. Und da sie dabey in ihrem ganzen Betragen ein wohlwollendes, edles Gemüth offenbarten, so schenkte man ihnen allgemein jenes Vertrauen, das sie verdienten. Die Tadler ihrer Aeltern und der genossenen Erziehung wurden hinlänglich beschämt.

Hildegunde und Euphrosine waren mit Recht der Stolz und die Freude ihrer Aeltern. Man pries diese glücklich wegen des

Besitzes so trefflicher Töchter, die an ihnen mit der zärtlichsten Liebe und Dankbarkeit hingen.

Die Zeiten wurden in manchem Betrachte traurig und drückend. Die Theurung stieg fast mit jedem Tage, und alles mußte sich in seinen Ausgaben einschränken. Das ehelose Leben erhielt immer mehr Freunde; denn immer schwerer wurde es, eine Familie zu ernähren. Dabey mangelte es an Jungfrauen, die man häuslich, genügsam und wirthschaftlich nennen konnte. Die meisten Mädchen liebten Zerstreuungen und ein genußreiches, lustiges Leben. Dieß schreckte vernünftige junge Männer von der ehelichen Verbindung ab, und die Zahl der sogenannten Hagestolzen wurde immer größer.

Hildegunde und Euphrosine waren Ausnahmen von der Regel. An Häuslichkeit und eine einfache Lebensweise gewöhnt, ragten sie über die meisten andern Mädchen hinaus, und wurden Gegenstände allgemeiner Hochachtung. Viele junge Männer bewarben sich um sie. Sie wurden glückliche Gattinnen. Der einfachen Lebensart entsagten sie nie, und be-

fanden sich dabey am besten. Ihr Leben glich einem klaren Bache, der geräuschlos durch blumenreiche Auen dahin fließt. Als Gattinnen und Mütter erfüllten sie ganz ihre Bestimmung, und als Kinder waren sie die höchste Freude und der Stolz ihrer würdigen Aeltern bis zum letzten Augenblicke ihres Daseyns. Sie bestätigten die Wahrheit: daß nur, da wahres Lebensglück zu finden sey, wo Verstand und Herz mit einander im engsten Bunde stehen.

VI.

Der Traum.

Herr von Lindau galt allgemein, und zwar mit Grund, für den reichsten und dabey bravsten Mann in der ganzen Gegend, in welcher er lebte. Der Sohn eines armen Bildhauers, hatte er sich aus seiner Dürftigkeit in einen Zustand großer Wohlhabenheit emporgeschwungen, und sich so ausgezeichnete Verdienste um das Land, dem er angehörte, erworben, daß der Fürst desselben sich bewogen fühlte, ihm die Adelswürde zu ertheilen.

Wenn man Herrn von Lindau über die glückliche äußerliche Lage reden hörte, in der er sich befand, so vernahm man oft von ihm die Aeußerung: „Mein ganzes äußer-

liches Glük habe ich einem Traume zu danken!"

Er hatte nicht unrecht. Die Sache verhielt sich wirklich so. Der einzige Sohn seiner Aeltern, war er ihre größte Lebensfreude und ihre schönste Hoffnung. Sein Vater, ein geschickter Mann in seiner Kunst, fand in der Gegend, wo er sich häuslich niedergelassen hatte, wenig Beschäftigung und wenig Erwerb. Es bestätigte sich auch bey ihm die Wahrheit, daß die Kunst oft nach Brot gehen müsse. Bey aller seiner Sparsamkeit und Genügsamkeit entging er doch nicht quälenden Nahrungssorgen, und mußte oft genug mit den Seinigen darben. Nichts tröstete ihn über seine traurige Lage mehr, als der Hinblick auf seinen Sohn August, der von der Natur ausgezeichnete Anlagen erhalten hatte, deren Entwickelung sich der Vater sehr angelegen seyn ließ. Oft, wenn er bekümmert da saß, und mit seinem harten Schicksale hadern wollte, kam der kleine Sohn voll Munterkeit und Freundlichkeit zum Vater gehüpft, um ihn zu liebkosen, und die Sorgen, die die-

sen drückten, schwanden bey dem Anblicke des geliebten Sohnes, und bey den schönen Hoffnungen hinweg, die derselbe erregte; das väterliche Herz erheiterte sich, und überließ sich frohen Aussichten in die Zukunft.

August war, seines ausgezeichneten Talentes wegen, zum Studieren bestimmt. Als er reif genug war, ein Gymnasium zu beziehen, entließen ihn die Aeltern nicht ohne herzliche Ermunterungen und Bitten, die mit Thränen der Liebe begleitet waren. Der Vater drückte ihn an sein Herz und sprach zu ihm: „Mein theurer Sohn, vergiß es nie, daß deine Aeltern dich auf das innigste lieben, und daß du ihre Freude und ihre Hoffnung bist. O vereitle uns unsre schöne Hoffnung nicht! Bewahre dein Herz vor aller Schuld; wandle stets auf dem Wege des Wahren und Guten, oder, was Eins ist, auf Gottes Wege. Mit Kraft und Festigkeit widerstehe jedem Reitze zur Sünde, und kehre einst so zurück zu uns, wie du jetzt von uns scheidest, mit schuldlosem, unbeflecktem Gewissen, mit inniger Liebe fürs Gute und mit

kindlicher Zuversicht zu Gott. Unser Glück liegt in deinen Händen, mein Sohn! Du wirst es nicht zerstören; nein, das wirst du nicht! Höchst unglücklich wären wir, wenn du auf Abwege geriethest, und unsre Hoffnungen von dir vereiteltest! Gott sey mit dir, und sein guter Geist führe dich stets auf ebner Bahn!"

August war tief gerührt. Mit dem heiligen Versprechen, allezeit das Laster zu meiden, und gut zu bleiben, schied er von den geliebten Aeltern, die ihn eine Meile weit begleiteten.

August erwarb sich bald genug an dem Gymnasium, an welchem er studierte, das Vertrauen und die Zuneigung seiner Lehrer, und machte in den Wissenschaften, die er hörte, die glücklichsten Fortschritte. Fast übertrieben war sein Fleiß. Er nahm oft halbe, bisweilen fast ganze Nächte zu Hülfe, um seinen Schularbeiten, die andere Mitschüler flüchtig verrichteten, die möglichste Vollkommenheit zu geben. Dabey war seine sittliche Aufführung ohne Tadel. Die Thätigkeit, in der er lebte, schützte ihn ge-

gen so manche Versuchungen zu Fehlern, und ließ ihm keine Zeit, unerlaubten Beschäftigungen oder Zerstreuungen nachzugehen. Auch bey ihm bestätigte es sich: daß uns gegen sittliche Verirrungen nichts so sehr schütze, als ein geschäftiges, rasch thätiges Leben.

Drey Jahre lang wandelte August auf gutem Wege ununterbrochen fort. Er stand nun gerade in der gefährlichsten Periode des jugendlichen Alters, wo sich so manche Triebe und Leidenschaften stärker und ungestümer zu regen anfangen, und dem Jünglinge, der in der Selbstbeherrschung nicht geübt ist, große Gefahren und großes Verderben drohen. So verständig und gut auch August war, so gerieth doch auch er plötzlich in ein Labyrinth jugendlicher Uebereilungen, in welchem seine Tugend ganz zu unterliegen, in Gefahr kam.

Es gelang einigen Gymnasiasten, die mit feinen äußerlichen Sitten viel Gewandtheit des Geistes, aber keinen festen, guten sittlichen Charakter verbanden, den in der Welt noch ziemlich unerfahrenen August für sich zu gewin-

nen. Als sie sich in seinem Vertrauen genug fest glaubten, verleiteten sie ihn Anfangs, von seinem bisherigen Fleiße nachzulassen. Als dieses geschehen war, wußten sie ihn zu bereden, mit ihnen bisweilen Landpartieen zu machen, und bey solchen Gelegenheiten mit ihnen zu spielen und zu zechen.

Auf diese Weise arbeiteten sie fort, Augusts bessere Denkungsart zu verderben, und ihn in mancherley Verirrungen zu verstricken. Ist der erste Schritt zur Thorheit und zu Fehltritten gethan, so ist die Gefahr, in Sünde zu versinken, da. Hat man besonders einer wohlgeordneten, muntern Thätigkeit entsagt: so ist einer der mächtigsten Schutzgeister der Tugend gewichen, und man befindet sich nahe am Abgrunde des Lasters.

August erfuhr dieß alles. Er hatte sich Ein Mahl vergessen und von dem Wege des Rechten verirrt; dieß zog eine ganze Reihe von Uebereilungen nach sich. Er ward immer nachläßiger und unordentlicher, versäumte oft seine Lehrstunden, ließ manche Arbeit ungethan, und

zog sich dadurch harte Verweise von seinen Lehrern zu. Die Verweise kränkten ihn; anstatt sich durch sie auf bessere Wege zurückbringen zu lassen, ward er störrig, und benahm sich, angereizt dazu durch seine Freunde, gegen seine Lehrer auf eine auffallend beleidigende Weise. Auch die Drohung, ihn von der Schule zu verweisen, fruchtete nichts.

Nach einem Jahre stak August in Schulden. Sie waren nicht groß, aber doch sehr drückend für ihn. Die Gläubiger drangen auf Zahlung, und drohten mit gerichtlichen Zwangsmitteln. Dieß erfüllte sein Gemüth mit einer peinigenden Beängstigung, die er bisher noch nicht kannte. Alles wurde ihm zuwider, denn alles schien ihn an seine Thorheiten und seine bedenkliche Lage zu erinnern. Er nahm seine Zuflucht zu den Freunden, die seine Verführer waren; er bath um Vorschuß einiger Summen, um seine Gläubiger befriedigen zu können; er wandte alle Kraft der Beredsamkeit an, sie zur Erfüllung seiner Bitte zu erweichen. Vergebens! Sie versicherten, selbst in Geldverlegen-

heiten zu seyn. Seine wiederhohlten Bitten wurden ihnen zur Last, und sie suchten ihn so fern als möglich von sich zu halten.

August merkte nun deutlich die Unzuverlässigkeit und Falschheit der vermeintlichen Freunde. Ihr Betragen empörte sein Innerstes, und er sah ein, wie übel er daran gehandelt habe, sich Menschen dieser Art in die Arme geworfen zu haben. Sein Gewissen erwachte, und machte ihm bittre Vorwürfe. Das Bild der redlichen Aeltern trat vor seine Seele, und erfüllte ihn mit Schrecken. Die Worte, die der treue Vater beym Abschiede gesprochen hatte, tönten furchtbar in des verirrten Sohnes Ohren wieder. Nirgends fand er Trost, nirgends Aufheiterung.

Von außen gedrängt, von innen gepeinigt, war er der Verzweiflung nah. In dieser traurigen, quälenden Stimmung des Gemüthes faßte er den Entschluß, seinen Aufenthaltsort heimlich zu verlassen, und in die weite Welt zu gehen. Er führte diesen Entschluß wirklich

aus, und verließ die Stadt, in der er mehrere Jahre gelebt hatte.

Was er thun solle, wußte er nicht. Endlich fiel es ihm ein, daß in einer einige Meilen entfernten Stadt für ein Cavallerie-Regiment geworben werde. Es gab gerade Krieg, und jeder, der dem Militäre diente, hatte Aussicht auf Beförderung. Dieß bewog den herumirrenden August zu dem Entschlusse, nach jener Stadt zu gehen, und dort Soldat zu werden. Er hatte zwar zu dem Militärstande nie Lust bezeigt, und war auch für denselben im Grunde sehr wenig geeignet. Allein in der Lage, in der er sich befand, schien ihm die Wahl dieses Standes das Beste, was er thun konnte.

August schritt nun, beunruhigt in seinem Innersten, fort, um den gefaßten Entschluß auszuführen. Gegen Abend, als er bereits höchst ermüdet war, erreichte er in der Nähe eines Marktfleckens einen großen Garten, voll der herrlichsten Obstbäume. Er warf sich unter einen Apfelbaum hin, um auszuruhen und sein Schicksal zu überdenken. Es währte nicht lan-

ge, so unterlag er seiner Müdigkeit, und versank in einen tiefen Schlaf.

Seine unruhige Seele war auch im Schlafe nicht unthätig. Ein lebhafter Traum beschäftigte ihn, und brachte in seinem Innern eine große Bewegung hervor. Er befand sich — so träumte es ihm — in einer schauerlichen, wilden Gegend, voll Klippen und Abgründe. An dem gefährlichsten dieser Abgründe war er gelagert. Ein Blick in die finstre Tiefe erfüllte ihn mit Schrecken. Er wagte es nicht, sich aufzuraffen, aus Furcht, hinunter zu stürzen. In einiger Entfernung standen auf einem Hügel seine guten Aeltern, die bestürzt und schreckenvoll nach ihrem in der größten Gefahr schwebenden Sohne hinblickten, und ihre Hände flehend gen Himmel ausstreckten. Sich ihm zu nahen, vermochten sie nicht. Ein großer Waldstrom trennte sie von ihm. Ueber ihrem Haupte verfinsterte sich die Sonne, und es stieg ein furchtbares Ungewitter empor. August sah, wie Vater und Mutter um ihn bangten; ihr Anblick zerriß seine Seele. Das Ungewitter wurde immer

heftiger. Blitz folgte auf Blitz, und schrecklich war das Getöse des Donners. Alles ward erschüttert. An dem Abhange, an welchem August lag, rasselte das Gerölle hinab; der ganze Boden schien in Bewegung zu seyn, und er mußte jeden Augenblick befürchten, hinabzurollen in den schrecklichen Abgrund. Er flehte zu Gott gen Himmel; er nahm Abschied von den Aeltern; er vergoß einen Strom von Thränen. Da heiterte sich auf Ein Mahl der Himmel auf; der Donner schwieg, und die Sonne trat wieder freundlich hinter den letzten Gewölken hervor, und verbreitete um sich heitres Licht, Anmuth und Freude. Eine glänzende Erscheinung, in der Gestalt eines Schutzengels, wie sich ihn die Phantasie mahlt, erschien über Augusts Haupte. Sie rief ihm zu: „Jüngling, rette dich!“ Er antwortete, daß er es nicht wage, sich zu erheben, und bath die Erscheinung um Hülfe. Sie aber rief ihm zu: „Des Himmels Hülfe kommt nur dann, wenn der Sterbliche seine eigene Kraft gebraucht hat, und damit, bey aller Anstrengung und dem besten Willen, nicht

ausreicht. Noch hast du deine Kraft nicht gebraucht. Jüngling, fasse Zutrauen zu dir selbst, erhebe dich, und du wirst dich, durch dich selbst, gerettet sehen!" August faßte nun Muth, und es gelang. Er richtete sich glücklich empor, und sah sich gerettet. Er kam, wie durch einen Zauberschlag, zu seinen Aeltern, die auf einer von der Sonne beleuchteten Anhöhe standen, und in Entzücken geriethen, als sie den geliebten Sohn gerettet vor sich erblickten. Vater und Mutter drückten ihn an ihr Herz, und ihre Thränen der Freude und des Dankes flossen.

August gerieth in eine so große Bewegung, daß er erwachte. Ach, daß es nur ein Traum war! seufzte er, und fing an zu weinen.

O geliebte, theure Aeltern, schluchzte er, läge ich doch jetzt an eurem liebevollen, treuen Herzen; sähet ihr mich doch gerettet vor euch! Aber, ach! wie wäre ich Unglücklicher noch zu retten!

Die Ermunterung der Erscheinung im Traume, Vertrauen zu sich selbst zu fassen und sich zu erheben, trat vor seine Seele in ihrer gan-

zen Bedeutung, und der Gedanke, sich selbst zu retten, und durch eigne Kraft wieder auf den verlaßnen Weg des Guten zurückzukehren, ergriff sein Innerstes, und er gelobte Gott und der Tugend feyerlich neue Liebe und Treue.

August, im Innersten bewegt, sprach laut, und bemerkte erst, da er ausgeredet hatte, daß ein rüstiger, ehrwürdiger Mann ihm zur Seite stand, und seinen Schwur mit angehört habe. Es war der Besitzer des Gartens, ein reicher Gutsherr, der in dem nahen Marktflecken eine zweckmäßige ökonomische Anstalt gegründet hatte, an welcher junge Leute zu geschickten Oekonomen gebildet wurden.

August faßte großes Vertrauen zu diesem Manne, entdeckte ihm seine ganze Lage, und fand bey ihm Trost und Stärkung. Der Gutsbesitzer erklärte ihm, er wolle seine Schulden zahlen, wenn er ihm verspräche, von nun an auf rechtem Wege zu wandeln, und seine Studien fleißig fortzusetzen; auch würde er bey seinen Lehrern den begangenen Fehler entschuldigen, und ihm Verzeihung auswirken.

Mit Thränen der Freude und des Dankes nahm August dieses edelmüthige Anerbiethen an, gelobte seinem Gönner Festigkeit im Guten, und reiste den andern Tag nach der Stadt ab, die er verlassen hatte.

Seinem Versprechen blieb er treu. Es ward aus ihm ein edler Mann. Nach drey Jahren kam er als Lehrer an das ökonomische Institut. Er kaufte sich endlich selbst eine kleine Landwirthschaft, erwarb sich nach und nach ein großes Vermögen, und sammelte sich bey verschiedenen Gelegenheiten bedeutende Verdienste um sein Vaterland.

VII.

Technologische Unterhaltungen.

(Fortsetzung.)

Bereitung des Brotes.

Das vorzüglichste und allgemeinste Nahrungsmittel der Menschen ist das Brot, dessen Genuß auch das Eigene hat, daß er nicht leicht zum Ueberdrusse wird. Schon in den ältesten Zeiten kann es den Menschen nicht entgangen seyn, daß die mehlhaltigen Samenkörner, besonders die verschiedenen Arten von Getreide, ein treffliches Nahrungsmittel liefern, und man findet daher den Gebrauch derselben schon in dem früheſten Alterthum. Anfangs genoß man sie ganz roh; späterhin bereitete man sie durch Dörren und Kochen zu; endlich kam man darauf, sie zu zermalmen und aus dem Mehle Ver-

schiedenes zu bereiten, bis man nach und nach auf die Verfertigung des Brotes gerieth. Bis das Letztere geschah, und bis die Bereitung des Brotes den Grad von Vollkommenheit erlangte, zu welchem sie gegenwärtig gediehen ist, vergingen vielleicht Jahrhunderte. Nur nach vielen Versuchen oder vielleicht durch einen glücklichen Zufall kam man darauf, das mit Wasser vermischte Mehl in Gährung zu setzen, wodurch die klebrige Eigenschaft desselben fast ganz zerstört, der Geschmack verbessert, und die Masse in so einen Zustand versetzt wird, daß aus derselben ein lockeres, wohlschmeckendes, leicht zu verdauendes, gesundes Brot bereitet werden kann. Das gewöhnliche Verfahren dabey ist folgendes:

Man knetet etwas alten Teig, der durch eine ihm eigene geistige Gährung aufgeschwollen und locker geworden ist, und einen lebhaften, mit Säure vermischten, dabey aber geistigen Geruch bekommen hat, und Sauerteig heißt, unter neuen Teig. Dieser geräth durch die Beymischung mit jenem mit Hülfe der Wär-

me in eine ähnliche, jedoch in keine so hohe und vollkommene Gährung wie der Sauerteig. Hiedurch wird der ganze Teig viel lockerer, und seine Theile werden weniger zusammenhängend; es tritt viel Luft und Gas *) hinein, welches, da die Zähigkeit und Dichtigkeit des Teiges ihm seine völlige Entbindung unmöglich macht, Augen und kleine Höhlen darin hervorbringt, und ihn hebt und auftreibt, welches das Gehen des Teiges heißt. In diesem Zustande wird nun der Teig, in Brotlaibe gestaltet, in den Ofen gebracht, worin sich während des Backens die in den Höhlen eingeschlossene Luft und die geistige Substanz durch die Hitze noch mehr ausdehnt, wodurch bewirkt wird, daß das Brot, wie Saugeschwämme, ganz voll Löcher, mithin lockerer und von den schweren, dichten, klebrigen und unverdaulichen Massen ganz verschieden ist, die man aus ungesäuertem Teige erhält.

*) Gas ist eine luftartige, elastische, farbenlose, durchsichtige, unsichtbare und wägbare Flüssigkeit.

Statt des Sauerteiges könnte man zu dem bey uns gewöhnlichen Roggenbrote Bierhefen nehmen. Zu Calais, in Frankreich, und in den umliegenden Gegenden bedient man sich, statt des Wassers und Sauerteiges, der Buttermilch zum Einsäuern des Brotes. Ist sie nicht in hinlänglicher Menge zu haben, so setzt man noch Sauerteig und Wasser hinzu. Durch die Buttermilch wird nicht nur die Masse des Brotes vermehrt, sondern auch verbessert. Ueberdieß ist ein solches Brot nach acht Tagen noch eben so frisch, wie gewöhnlich nach zwey Tagen.

Das aus Weitzenmehl gebackene Brot ist das weißeste und schmackhafteste. Das Roggen- oder Kornbrot wird am allgemeinsten gegessen. Weniger schmackhaft ist das von Gerstenmehl, und Haferbrot ist kaum zu genießen, wird aber in unfruchtbaren Gegenden von vielen tausend Armen gegessen. Weißes Brot ist in Rücksicht des darin enthaltenen Nahrungsstoffes weit ausgiebiger und auch viel gesunder als das schwarze.

Um ein gutes, gesundes Brot zu erhalten, muß besonders darauf gesehen werden, daß das Mehl, aus welchem es gebacken wird, nicht dumpf und schlecht sey. Dieses kann jedoch, neuern Erfahrungen zu Folge, dadurch sehr verbessert werden, wenn ein Pfund davon mit zwanzig bis dreyßig Gran Magnesia vermischt wird.

Auf mehrern Inseln des fünften Welttheils, Australien genannt, bereitet man eine Art Brot aus der Frucht eines Baumes, der aus diesem Grunde Brotbaum genannt wird. Die noch nicht völlig reifen Früchte dieses merkwürdigen, wohlthätigen Baumes sehen äußerlich grün aus, und haben ein weißes Fleisch, welches ein lockeres, mehliges Gewebe bildet. Man schält sie theils ganz, theils zerstückt, wickelt sie hierauf in Blätter, und bäckt sie auf heißen Steinen. Der berühmte Deutsche Reisende Forster, der mit Cook die Welt umschiffte, fand den Geschmack der auf diese Art zubereiteten Brotfrüchte völlig wie den der Krumen von Weitzenbrot, worunter Kartoffeln gemischt sind.

Die Bewohner der Südseeinseln verfertigen auſserdem aus diesen Früchten auch Brote, die sich lange halten. Zu dem Ende lassen sie die vor völliger Reife abgenommenen Früchte, wie Obst, nachreifen, schälen sie dann, und befreyen sie vom Strunke. Das Fleisch werfen sie in eine tiefe gepflasterte Grube, bedecken es mit milchhaltigen Blättern, darauf mit Steinen, und lassen die Masse eine Zeit lang gähren und durchsäuern. Man macht nun daraus, wie aus einem Teige, faustgroſse Brote, welche in Blättern auf heiſsen Steinen gebacken werden.

VIII.

Räthsel.

(Von Schiller.)

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh.
Der höchsten Schiffe höchste Massen
Ziehn unter ihrem Bogen hin,
Sie selber trug noch keine Lasten,
Und scheint, wie du ihr nahst, zu fliehn.
Sie wird erst mit dem Strom, und schwindet
So wie des Wassers Fluth versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt?

(Der Regenbogen.)

Es führt dich meilenweit von dannen,
Und bleibt doch stets an Einem Ort,
Es hat nicht Flügel auszuspannen,
Und trägt dich durch die Lüfte fort.
Es ist die allerschnellste Fähre,
Die jemahls einen Wandrer trug,
Und durch das größte aller Meere
Trägt es dich mit Gedankenflug;
Ihm ist ein Augenblick genug.

(Die Schwanfe.)

Ich wohne in einem steinernen Haus,
Da lieg' ich verborgen und schlafe;
Doch ich trete hervor, und eile heraus,
Gefordert mit eiserner Waffe.
Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,
Mich kann dein Athem bezwingen,
Ein Regentropfen schon saugt mich ein,
Doch mir wachsen im Siege die Schwingen;
Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,
Erwachs ich zum furchtbarsten Gebiether der Welt.

(Der Feuerfunke.)

IX.

Anecdoten.

Doctor Macdold befand sich auf einem Kaffehhause in London. Einer der Gäste näherte sich ihm, und bath ihn um ein Darlehen von fünf Guineen.

Mein Gott, sagte Macdold, wie kommen Sie dazu, ich kenne Sie ja gar nicht?

„Eben deßwegen," war die Antwort; „denn alle, die mich kennen, wollen mir nichts mehr leihen."

Ein Dieb, der zum Galgen geführt wurde, erhielt einen Mönch mit zur Begleitung.

Ehrwürdiger Vater, sagte der Dieb unterweges, ich bitte Euch recht sehr, bewirkt mir

doch wenigstens noch einen Aufschub, damit ich erst Buße thun kann.

„Ich glaube nicht, versetzte der Mönch, daß man mir dieß zugestehen würde, und über dieß tröste Er sich darüber; gehangen zu werden, ist schon eine recht schöne Buße.

Ein sehr großer Mensch bekam Streit mit einem ganz kleinen Männchen.

Der Streit wurde so heftig, daß der letztere den ersteren zu einem Zweykampf auf Pistolen herausforderte.

„Pah!" sagte der Riese höhnisch, „darauf werd' ich mich nicht einlassen; aber wenn Sie sich noch breit machen wollen, so werd ich Sie in meine Tasche stecken."

Dann werden Sie wenigstens in der Tasche mehr Muth haben als im Herzen! versetzte der Kleine.

Statt des Sauerteiges könnte man zu dem bey uns gewöhnlichen Roggenbrote Bierhefen nehmen. Zu Calais, in Frankreich, und in den umliegenden Gegenden bedient man sich, statt des Wassers und Sauerteiges, der Buttermilch zum Einsäuern des Brotes. Ist sie nicht in hinlänglicher Menge zu haben, so setzt man noch Sauerteig und Wasser hinzu. Durch die Buttermilch wird nicht nur die Masse des Brotes vermehrt, sondern auch verbessert. Ueberdieß ist ein solches Brot nach acht Tagen noch eben so frisch, wie gewöhnlich nach zwey Tagen.

Das aus Weitzenmehl gebackene Brot ist das weißeste und schmackhafteste. Das Roggen- oder Kornbrot wird am allgemeinsten gegessen. Weniger schmackhaft ist das von Gerstenmehl, und Haferbrot ist kaum zu genießen, wird aber in unfruchtbaren Gegenden von vielen tausend Armen gegessen. Weißes Brot ist in Rücksicht des darin enthaltenen Nahrungsstoffes weit ausgiebiger und auch viel gesunder als das schwarze.

Um ein gutes, gesundes Brot zu erhalten, muß besonders darauf gesehen werden, daß das Mehl, aus welchem es gebacken wird, nicht dumpf und schlecht sey. Dieses kann jedoch, neuern Erfahrungen zu Folge, dadurch sehr verbessert werden, wenn ein Pfund davon mit zwanzig bis dreyßig Gran Magnesia vermischt wird.

Auf mehreren Inseln des fünften Welttheils, Australien genannt, bereitet man eine Art Brot aus der Frucht eines Baumes, der aus diesem Grunde Brotbaum genannt wird. Die noch nicht völlig reifen Früchte dieses merkwürdigen, wohlthätigen Baumes sehen äußerlich grün aus, und haben ein weißes Fleisch, welches ein lockeres, mehliges Gewebe bildet. Man schält sie theils ganz, theils zerstückt, wickelt sie hierauf in Blätter, und bäckt sie auf heißen Steinen. Der berühmte Deutsche Reisende Forster, der mit Cook die Welt umschiffte, fand den Geschmack der auf diese Art zubereiteten Brotfrüchte völlig wie den der Krumen von Weitzenbrot, worunter Kartoffeln gemischt sind.

Die Bewohner der Südseeinseln verfertigen auſserdem aus diesen Früchten auch Brote, die sich lange halten. Zu dem Ende lassen sie die vor völliger Reife abgenommenen Früchte, wie Obst, nachreifen, schälen sie dann, und befreyen sie vom Strunke. Das Fleisch werfen sie in eine tiefe gepflasterte Grube, bedecken es mit milchhaltigen Blättern, darauf mit Steinen, und lassen die Masse eine Zeit lang gähren und durchsäuern. Man macht nun daraus, wie aus einem Teige, faustgroſse Brote, welche in Blättern auf heiſsen Steinen gebacken werden.

VIII.

Räthsel.

(Von Schiller.)

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh.
Der höchsten Schiffe höchste Massen
Ziehn unter ihrem Bogen hin,
Sie selber trug noch keine Lasten,
Und scheint, wie du ihr nahst, zu fliehn.
Sie wird erst mit dem Strom, und schwindet
So wie des Wassers Fluth versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt?

(Auflösung S. 210.)

Es führt dich meilenweit von dannen,
Und bleibt doch stets an Einem Ort,
Es hat nicht Flügel auszuspannen,
Und trägt dich durch die Lüfte fort.
Es ist die allerschnellste Fähre,
Die jemahls einen Wandrer trug,
Und durch das größte aller Meere
Trägt es dich mit Gedankenflug;
Ihm ist ein Augenblick genug.

(Die Phantasie.)

Ich wohne in einem steinernen Haus,
Da lieg' ich verborgen und schlafe;
Doch ich trete hervor, und eile heraus,
Gefordert mit eiserner Waffe.
Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,
Mich kann dein Athem bezwingen,
Ein Regentropfen schon saugt mich ein,
Doch mir wachsen im Siege die Schwingen;
Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,
Erwachs ich zum furchtbarsten Gebiether der Welt.

(Der Feuerfunke.)

IX.

Anecdoten.

Doctor Macdold befand sich auf einem Kaffehhause in London. Einer der Gäste näherte sich ihm, und bath ihn um ein Darlehen von fünf Guineen.

Mein Gott, sagte Macdold, wie kommen Sie dazu, ich kenne Sie ja gar nicht?

„Eben deßwegen," war die Antwort; „denn alle, die mich kennen, wollen mir nichts mehr leihen."

Ein Dieb, der zum Galgen geführt wurde, erhielt einen Mönch mit zur Begleitung.

Ehrwürdiger Vater, sagte der Dieb unterweges, ich bitte Euch recht sehr, bewirkt mir

doch wenigstens noch einen Aufschub, damit ich erst Buße thun kann.

„Ich glaube nicht, versetzte der Mönch, daß man mir dieß zugestehen würde, und über dieß tröste Er sich darüber; gehangen zu werden, ist schon eine recht schöne Buße.

Ein sehr großer Mensch bekam Streit mit einem ganz kleinen Männchen.

Der Streit wurde so heftig, daß der letztere den ersteren zu einem Zweykampf auf Pistolen herausforderte.

„Pah!" sagte der Riese höhnisch, „darauf werd' ich mich nicht einlassen; aber wenn Sie sich noch breit machen wollen, so werd ich Sie in meine Tasche stecken."

Dann werden Sie wenigstens in der Tasche mehr Muth haben als im Herzen! versetzte der Kleine.